



Leseprobe

Elizabeth George
Glaube der Lüge
Roman

»Elizabeth George weiß, wovon sie schreibt.« *Stern*

Bestellen Sie mit einem Klick für 9,99 €



Seiten: 720

Erscheinungstermin: 21. April 2014

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Bernard Fairclough ist das Oberhaupt einer wohlhabenden Familie, dem nichts wichtiger ist, als den guten Ruf zu wahren. Als sein Neffe eines Tages tot im See aufgefunden wird, erklärt die örtliche Polizei zwar schnell, dass es ein Unfall war, Fairclough will dennoch jeden Verdacht ausräumen und engagiert Inspector Thomas Lynley von New Scotland Yard. Zusammen mit seiner Kollegin Barbara Havers ermittelt Lynley undercover – und entdeckt dabei hinter der Fassade der ehrbaren Familie die grausame Wahrheit ...



Autor

Elizabeth George

Akribische Recherche, präziser Spannungsaufbau und höchste psychologische Raffinesse zeichnen die Bücher der Amerikanerin Elizabeth George aus. Ihre Fälle sind stets detailgenaue Porträts unserer Zeit und Gesellschaft. Elizabeth George, die lange an der Universität »Creative Writing« lehrte, lebt heute in Seattle im Bundesstaat Washington, USA. Ihre Bücher sind allesamt internationale Bestseller, die sofort nach Erscheinen nicht nur die Spitzenplätze der deutschen Verkaufscharts erklimmen. Ihre Lynley-Havers-Romane wurden von der BBC verfilmt und auch im deutschen Fernsehen mit großem Erfolg ausgestrahlt.

Buch

Inspector Lynley ist undercover in den Norden Englands gereist, um den Tod von Ian Cresswell zu untersuchen. Dessen Onkel, der wohlhabende und einflussreiche Bernard Fairclough, hat ihn beauftragt, sich der Sache anzunehmen, um jeglichen Makel auszuschließen, der durch einen etwaigen Mordfall an der Familie hängenbleiben könnte. Die örtliche Polizei hat die Angelegenheit längst als Unfall eingestuft. Cresswell ertrank demnach im nahe gelegenen See nach einer Bootstour. Aber als Lynley seine Freunde Simon und Deborah St. James um Hilfe bittet, mehr über die Faircloughs herauszufinden, tut sich schon bald ein anderes Bild auf. Es ist ein Bild, das von Familiengeheimnissen, Lügen und möglichen Mordmotiven bestimmt wird. Deborah versucht mehr über den Hauptverdächtigen Nicholas Fairclough herauszufinden, Bernards lang verloren geglaubtem Sohn. Dieser versucht nach seiner langjährigen Drogensucht, wieder Fuß zu fassen und mit seiner schönen argentinischen Frau Alatea ein neues Leben zu beginnen. Lynley und Simon beschäftigen sich währenddessen mit den übrigen Familienmitgliedern, während die Untersuchungen ihren Lauf nehmen, zerbröckelt die Fassade der Faircloughs zusehends. Verrat und Selbsttäuschung drohen jeden zu zerstören, und sehr schnell stößt Lynley auf mehr als einen Verdächtigen ...

Weitere Informationen zu Elizabeth George
sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin
finden Sie am Ende des Buches.

Elizabeth George

Glaube der Lüge

Ein Inspector-Lynley-Roman

Ins Deutsche übertragen
von Charlotte Breuer
und Norbert Möllemann

GOLDMANN

In Gedenken an Anthony Mott
Brillanter Erzähler
Verehrter Freund
Antonio für mich

This life's five windows of the soul
Distort the heavens from pole to pole,
And lead you to believe a lie,
When you see *with* not *through* the eye.

Der Seele ird'sche Fenster zeigen
Das Himmlische verzerrt, zerstückt;
Du wirst den Trug zu glauben neigen,
Wenn's Aug' nur *sieht* – und nicht *erblickt*.

William Blake

(Übersetzt von Sebastian Wohlfeil)

10. Oktober

FLEET STREET
LONDON

Zed Benjamin war noch nie ins Zimmer des Chefredakteurs gerufen worden, und er fand die Erfahrung zugleich beunruhigend und aufregend. Weil ihm nicht wohl bei der ganzen Sache war, schwitzte er unter den Achseln. Und vor lauter Aufregung hatte er solch ein Herzklopfen, dass er es bis in die Daumenspitzen spüren konnte. Aber da er mit der Einstellung angetreten war, Rodney Aronson als ganz normalen Kollegen bei der *Source* zu betrachten, führte er das Schwitzen und die pulsierenden Daumen darauf zurück, dass er seinen einzigen Sommeranzug zu früh gegen seinen einzigen Winteranzug ausgetauscht hatte. Er nahm sich vor, am nächsten Morgen wieder den Sommeranzug anzuziehen – falls seine Mutter ihn nicht schon in die Reinigung gebracht hatte, was er nicht hoffte. Obwohl es zu ihr passen würde, dachte Zed. Seine Mutter war hilfsbereit und zuverlässig. Und zwar beides eine Spur zu sehr.

Er suchte nach einer Ablenkung, die in Rodney Aronsons Zimmer leicht zu finden war. Während der Chefredakteur Zeds Story las, überflog Zed die Schlagzeilen der alten Ausgaben der Boulevardzeitung, die gerahmt an den Wänden hingen. Er fand sie geschmacklos und idiotisch, die Storys appellierten an die niedersten menschlichen Instinkte. CALLBOY BRICHT SCHWEIGEN zum Beispiel handelte vom Stelldichein eines Parlamentsabgeordneten mit einem Sechzehnjährigen in einem Auto in der Nähe der King's Cross Station, das

durch das Eintreffen von zwei Polizisten vom Sittendezernat jäh unterbrochen worden war. Der Artikel daneben war betitelt mit PARLAMENTSABGEORDNETER: FLOTTER DREIER MIT TEENAGER, und der nächste trug die Überschrift EHE-FRAU DES ABGEORDNETEN VERÜBT SELBSTMORD. Für die *Source* waren diese Storys ein voller Erfolg gewesen, ihre Reporter waren als Erste vor Ort gewesen, sie hatten die Nachricht als Erste gebracht, und sie hatten als Erste Informanten für schlüpfrige Einzelheiten bezahlt, um einen Vorfall aufzupeppen, den jede seriöse Zeitung entweder diskret behandelt oder versteckt auf der letzten Seite gebracht hätte – oder beides. Das galt vor allem für solche heißen Themen wie: PRINZ RANDALIERT IM SCHLAFZIMMER, STALLMEISTER PLAUDERT – PALAST SCHOCKIERT und SCHON WIEDER EINE KÖNIGLICHE SCHEIDUNG? Sensationsgeschichten, so viel hatte Zed in Gesprächen in der Kantine mitbekommen, hatten dem Blatt eine Mehrauflage von über hunderttausend beschert. Dafür war die Zeitung bekannt. Und jedem in der Redaktion war klar: Wer sich nicht die Hände schmutzig machen und in der schmutzigen Wäsche anderer Leute wühlen wollte, der sollte besser nicht als Journalist bei der *Source* anfangen.

Aber genau das war Zedekiah Benjamins Problem: Es widerstrebt ihm zutiefst, als Enthüllungsjournalist bei der *Source* zu arbeiten. In seinen Augen war er eher der Typ, der zur *Financial Times* passte, mit ausreichend Status und Renommee, womit er seine wahre Leidenschaft hätte finanzieren können, nämlich Gedichte zu schreiben. Aber Stellen für Kolumnisten bei seriösen Blättern waren so selten wie die Blaue Mauritius, und mit irgendetwas musste man schließlich seine Brötchen verdienen, wenn das mit Poesie nicht machbar war. Zed wusste also, dass es sich für ihn geziemte, sich so zu verhalten, als sähe er seine berufliche Erfüllung als Journalist darin, die Fehlritte von Berühmtheiten und die kleinen Sünden der Royals zu enthüllen. Dennoch war er der Meinung, dass selbst ein Blatt wie die

Source davon profitieren konnte, hin und wieder ein klein wenig aus dem Sumpf der Menschenverachtung emporgehoben zu werden.

Der Artikel, den Rodney Aronson gerade las, war ein gutes Beispiel dafür. In Zeds Augen musste eine Story in einer Boulevardzeitung nicht notwendigerweise vor schlüpfrigen Details strotzen. Okay, sie käme vielleicht nicht auf die Titelseite, sondern war eher etwas für die Sonntagsbeilage, wobei ein doppelseitiger Mittelteil in der täglichen Ausgabe auch nicht übel wäre, Hauptsache, es gab Fotos und einen Verweis auf die Fortsetzung auf der nächsten Seite. Zed hatte ewig an dieser Story gearbeitet, und sie enthielt alles, was *Source*-Lesern gefiel, allerdings mit mehr Stil: Die Sünden der Väter und ihrer Söhne wurden ausgebreitet, zerrüttete Beziehungen wurden erforscht, Drogen- und Alkoholmissbrauch sorgten für Würze, und schließlich gab es sogar ein Happy End. Es war die Geschichte eines Prassers, dem es in – mehr oder weniger – allerletzter Minute gelang, sich von einer tödlichen Methamphetaminsucht zu befreien und sich ganz neu zu erfinden, indem er sein Leben den Ärmsten der Armen widmete. Es war eine Geschichte von Schurken und Helden, von würdigen Gegnern und immerwährender Liebe. Es war eine Geschichte über exotische Schauplätze, Familienwerte und Elternliebe. Und vor allem ...

»Da schlafen einem ja die Füße ein.« Rodney Aronson warf Zeds Story auf den Schreibtisch und befangerte seinen Bart. Fand einen Krümel Schokolade darin und steckte ihn sich in den Mund. Er hatte beim Lesen eine Tafel Schokolade gegessen, und seine rastlosen Augen wanderten jetzt über seinen Schreibtisch auf der Suche nach Nachschub, den er in Anbetracht des von der übergroßen Safari-Jacke, seiner bevorzugten Arbeitskleidung, schlecht verhüllten Leibesumfangs weiß Gott nicht brauchte.

»Wie bitte?« Zed meinte, sich verhört zu haben, und über-

legte krampfhaft, was sich auf *Füße ein* reimen könnte, um sich zu vergewissern, dass sein Chefredakteur seine Story nicht soeben auf die unterste Ecke von Seite zwanzig verbannt hatte oder Schlimmeres.

»Mir schlafen die Füße ein!«, sagte Rodney. »Sie haben mir eine gepfefferte Enthüllungsstory versprochen, wenn ich Sie da raufschicke. Sie haben mir, wenn ich mich recht erinnere, sogar eine Enthüllungsstory garantiert, wenn ich Ihnen ein Hotelzimmer bezahle für Gott weiß wie viele Tage...«

»Fünf«, sagte Zed. »Es gestaltete sich nämlich etwas komplizierter. Ich musste diverse Leute interviewen, um die Objektivität zu wahren...«

»Also gut, fünf. Über die Wahl Ihres Hotels werden wir uns übrigens auch noch unterhalten, denn ich habe die Rechnung gesehen und mich gefragt, ob im Zimmerpreis Bauchtänzerinnen enthalten waren. Wenn einer auf Kosten der Zeitung für fünf Tage nach Cumbria geschickt wird, weil er uns eine hammermäßige Geschichte in Aussicht stellt...« Rodney nahm die Seiten vom Schreibtisch und wedelte damit in der Luft. »Was zum Teufel haben Sie hier recherchiert? Und was hat in Gottes Namen der Titel zu bedeuten? ›Das neunte Leben‹. Was ist das hier? Ein Machwerk aus einem von Ihren hochintellektuellen Literaturseminaren? Oder aus einem Kurs für kreatives Schreiben? Halten Sie sich etwa für einen Schriftsteller?«

Zed wusste, dass der Chefredakteur kein Universitätsstudium absolviert hatte. Das erzählte man sich ebenfalls in der Kantine. Kurz nachdem Zed bei der *Source* angefangen hatte, hatte ihm jemand *sotto voce* zugeraunt: Wenn dir dein Leben lieb ist, Kumpel, komm Rod nur ja nicht mit irgendwas, das ihn daran erinnert, dass du irgendeinen Abschluss hast, der auch nur entfernt was mit höherer Bildung zu tun hat. Das hat nur zur Folge, dass er sich verarscht fühlt. Also halt am besten einfach die Klappe, wenn was Derartiges zur Sprache kommt.

Und so antwortete Zed äußerst vorsichtig auf Rodneys Frage nach dem Titel seiner Story. »Das ist eine Anspielung auf Katzen.«

»Auf Katzen.«

»Äh... die sollen doch neun Leben haben.«

»Okay, gebongt. Aber wir schreiben nicht über Katzen, oder?«

»Nein. Natürlich nicht...« Zed wusste nicht so recht, worauf der Chefredakteur hinauswollte, und fuhr einfach fort mit seiner Erklärung. »Es geht darum, dass der Typ achtmal einen Entzug gemacht hat, verstehen Sie, und zwar in drei Ländern, und nichts hat ihm geholfen, wirklich gar nichts. Okay, er war vielleicht sechs, acht Monate clean, einmal sogar ein ganzes Jahr, aber er ist immer wieder rückfällig geworden. Dann fährt er nach Utah, wo er eine ganz außergewöhnliche Frau kennenlernt, und auf einmal ist er ein neuer Mensch.«

»Simsalabim, die wunderbare Wandlung, und das war's? Gerettet durch die Liebe?« Die Frage klang freundlich, und Zed schöpfte Mut.

»Ganz genau. Das ist einfach unglaublich. Er ist völlig geheilt. Okay, bei seiner Heimkehr wird kein gemästetes Kalb geschlachtet...«

»Kalb geschlachtet?«

Zed ruderte hastig zurück. Eine Anspielung auf die Bibel, ganz schlechte Taktik. »Dumme Bemerkung, sorry. Er kommt also zurück und gründet ein Projekt, um denen zu helfen, denen nicht mehr zu helfen ist.« War das zu dick aufgetragen? »Und nicht etwa für Jugendliche, die ihr Leben noch vor sich haben. Nein, für Asoziale. Seine Schützlinge sind alte Penner, gesellschaftlicher Abfall...«

Rodney sah ihn an.

»Ausgestoßene, die ihre verfaulten Zähne ausspucken, während sie ihr Essen aus Mülltonnen klauben. Er findet, dass sie es *verdient* haben, gerettet zu werden. Und das funktioniert tat-

sächlich. Die werden geheilt. Ein Leben lang ein Herumtreiber, ein Leben im Suff und im Drogenrausch, und auf einmal sind die clean. Zusammen bauen sie diese alten Wehrtürme wieder auf.« Zed holte tief Luft. Wartete auf Rodneys Reaktion.

Sie kam ruhig, aber mit einem Unterton, der auf mangelnde Begeisterung schließen ließ. »Keiner von diesen Typen ist clean, Zed. Wenn der Turm fertig ist, sind die schneller wieder auf der Straße, als wir kucken können.«

»Das glaube ich nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil es sich um einen Wehrturm handelt. Und das ist der Hammer an der Geschichte. Es ist eine Metapher für alles andere.« Zed wusste, dass ihn allein dieser Begriff auf gefährliches Terrain brachte, also redete er atemlos weiter. »Überlegen Sie doch mal, wozu diese Türme früher gedient haben, dann verstehen Sie, was ich meine. Sie wurden zum Schutz gegen marodierende Banden errichtet – gegen diese Räuberbanden, die aus Schottland über die Grenze kamen –, und in unserem Fall stehen die Marodeure für Drogen, okay? Meth, Koks, Hasch, Heroin, was auch immer. Der Wehrturm steht für Rettung und Heilung, und wenn man sich dann überlegt, welche Bedeutung das hat oder haben *könnte* für einen, der seit zehn, fünfzehn Jahren ein Herumtreiber ist, dann...«

Rodney legte den Kopf auf seinen Schreibtisch. Er wedelte mit der Hand.

Zed wusste nicht, wie er reagieren sollte. Es sah aus, als wäre er entlassen, doch er würde nicht einfach so den Schwanz einziehen... Gott, schon wieder eine Metapher, dachte er. »Genau das«, fuhr er eindringlich fort, »gibt der Story den Pfiff. Genau deswegen ist es die perfekte Story für die Sonntagsbeilage. Ich sehe es schon vor mir: Vier komplette Seiten mit Fotos: der Turm, die Typen, die ihn wiederaufbauen, das Vorher und Nachher und so weiter.«

»Mir schlafen die Füße ein«, sagte Rodney noch einmal.

»Was übrigens auch eine Metapher ist. Sexy ist diese Story jedenfalls ganz und gar nicht.«

»Sexy«, wiederholte Zed. »Na ja, die Ehefrau ist tatsächlich eine schillernde Figur, aber sie wollte nicht, dass es um sie geht oder um die Beziehung. Sie sagt, er ist schließlich derjenige ...«

Rodney hob eine Hand. »Ich rede nicht von sexy wie bei Sex, Sie Idiot. Ich rede von sexy wie spannend.« Er schnippte mit den Fingern. »Das Prickeln, die Ungeduld, das, was den Leser neugierig macht, die Vorfreude, die Erregung, das, was den Leser geil macht, ohne dass er weiß, wieso. Hab ich mich klar genug ausgedrückt? Ihre Geschichte hat nichts davon.«

»Aber darum geht es doch auch gar nicht. Sie soll erbaulich sein, den Lesern Hoffnung geben.«

»Wir verkaufen keine Erbauung, und wir verkaufen erst recht keine Hoffnung. Wir verkaufen Zeitungen. Und glauben Sie mir, mit diesem Geschwafel werden wir unsere Verkaufszahlen nicht steigern. Unser Markenzeichen ist eine ganz bestimmte Art des investigativen Journalismus. In Ihrem Vorstellungsgespräch haben Sie behauptet, das sei Ihnen bekannt. Und deswegen sind Sie doch nach Cumbria gefahren, oder? Tun Sie gefälligst Ihren Job, verdammt noch mal!«

»Das habe ich getan!«

»Blödsinn. Das ist ein rührseliger Scheißdreck! Irgendjemand da oben hat Sie total eingewickelt ...«

»Ganz und gar nicht!«

»... und Sie haben prompt einen Rückzieher gemacht.«

»Nein.«

»Das hier ...« Wieder wedelte er mit den Seiten. »... soll also der große Wurf sein? So wollen Sie eine Story aufreißen?«

»Äh, na ja ... nicht direkt. Aber, ich meine, als ich den Typen kennengelernt habe, da ...«

»... haben Sie die Flatter gekriegt, und schon war's vorbei mit dem Recherchieren.«

Diese Schlussfolgerung fand Zed ziemlich unfair. »Wollen

Sie damit sagen, dass eine Geschichte von einem versauten Leben, von gequälten Eltern, die alles versucht haben, um ihren drogenabhängigen Sohn zu retten, der sich am Ende selbst aus dem Schlamassel zieht... Eine Geschichte über einen Typen, der beinahe an seinem goldenen Löffel erstickt wäre... Wollen Sie behaupten, dass das kein investigativer Journalismus ist? Dass das nicht sexy ist? Nicht so sexy, wie Sie es gerne hätten?»

»Der Sohn von irgendeinem adligen Affen ist also drogen-süchtig.« Er gähnte theatralisch. »Wahnsinn. Wenn Sie wollen, nenne ich Ihnen aus dem Stand die Namen von zehn weiteren Blindgängern, für die dasselbe gilt.«

Zed spürte, wie ihn der Kampfgeist verließ. All die vertane Zeit, all die vergeudete Energie, all die Interviews, die er geführt hatte – alles umsonst. Das war nicht recht. Zed überlegte, welche Möglichkeiten ihm blieben. Schließlich sagte er: »Okay, akzeptiert. Aber ich könnte es ja noch mal versuchen. Noch mal da rauffahren und ein bisschen tiefer graben.«

»Und wonach, verdammt noch mal?«

Das genau war die Frage. Zed dachte an all die Leute, mit denen er geredet hatte: den Exjunkie, seine Frau, seine Mutter, seine Schwestern, seinen Vater, an die armen Schlucker, die er retten wollte. Gab es irgendwo irgendjemanden, der etwas Verbotenes tat; etwas, was er, Zed, übersehen hatte? Den gab es garantiert, und zwar aus dem simplen Grund, dass es immer so jemanden gab. »Ich weiß nicht«, sagte Zed. »Aber wenn ich ein bisschen rumschnüffle... Jeder hat irgendein Geheimnis. Jeder sagt über irgendwas die Unwahrheit. Und nach allem, was wir bereits in die Geschichte investiert haben, kann es nicht schaden, wenn ich's noch mal versuche.«

Rodney schob sich mit seinem Stuhl vom Schreibtisch zurück und schien sich Zeds Angebot durch den Kopf gehen zu lassen. Er wählte eine Nummer auf seinem Telefon, blaffte seine Sekretärin an: »Wallace? Sind Sie da?«, und als sie antwortete: »Bringen Sie mir noch eine Tafel Schokolade. Diesmal mit

Haselnüssen.« Dann sagte er zu Zed: »Also gut, aber Sie machen das auf eigene Rechnung. Wenn nicht, vergessen Sie's.«

Zed blinzelte. Das war natürlich etwas ganz anderes. Er stand bei der *Source* auf der untersten Stufe der Leiter, und entsprechend sah sein Gehalt aus. Er überschlug die Kosten für ein Zugticket, einen Mietwagen, ein Hotelzimmer – vielleicht konnte er in einem heruntergekommenen Bed & Breakfast absteigen oder in einer Pension in einer Seitenstraße in ... ja, wo? Jedenfalls in keinem Ort an einem der Seen. Das wäre zu teuer, selbst jetzt, außerhalb der Saison. Also müsste er ... Und würde überhaupt seine Arbeitszeit bezahlt werden, solange er sich in Cumbria aufhielt? Wahrscheinlich nicht. »Kann ich mir das noch mal überlegen?«, fragte er. »Sie werden die Story doch nicht gleich in die Tonne treten, oder? Ich muss erst mal Kasensturz machen, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Lassen Sie sich Zeit.« Rodney lächelte, ein seltsames und unnatürliches Dehnen der Lippen, das verriet, wie ungewohnt ihm diese Übung war. »Wie gesagt, Sie machen das auf eigene Rechnung.«

»Danke, Rodney.« Zed war sich nicht ganz sicher, für was er sich eigentlich bei dem Mann bedankte. Er nickte, stand auf und ging zur Tür. Als er gerade die Klinke drücken wollte, sagte Rodney freundlich: »Falls Sie sich dafür entscheiden sollten, rate ich Ihnen, auf Ihre Mütze zu verzichten.«

Bevor Zed darauf etwas antworten konnte, fuhr Rodney fort: »Das hat nichts mit Ihrer Religion zu tun, Kumpel. Es interessiert mich nicht die Bohne, was für eine Religion Sie ausüben. Das ist ein guter Rat von einem, der schon in diesem Geschäft war, als Sie noch in die Windeln gemacht haben. Tun Sie, was Sie für richtig halten, aber Sie sollten die Leute nach Möglichkeit mit nichts von der Vorstellung ablenken, dass Sie ihr Beichtvater sind, ihr bester Freund, ihr Psycho-Onkel, was weiß ich. Wenn Sie also irgendwas anhaben, das die Aufmerksamkeit der Leute von dem ablenkt, was sie Ihnen erzählen wol-

len – oder noch besser, von dem, was sie *nicht* erzählen wollen –, dann haben Sie ein Problem. Und damit meine ich jede Art von Accessoire: Turbane, Rosenkränze, Beanies, hennarote Bärte, Dolche im Gürtel. Können Sie mir folgen? Was ich sagen will, ist, dass ein investigativer Journalist sich optisch einfügt – und mit so einer Mütze auf dem Kopf... An Ihrer Größe können Sie nichts ändern oder an Ihrem Haar – es sei denn, Sie färben es, und das verlange ich nicht von Ihnen –, aber die Mütze ist zu viel des Guten.«

Reflexhaft berührte Zed seine Kippa. »Ich trage sie, weil ...«

»Es interessiert mich nicht, warum Sie sie tragen. Es interessiert mich nicht mal, *ob* Sie sie tragen. Es ist nur ein guter Rat von einem alten Hasen, mehr nicht.«

Zed wusste, dass der Chefredakteur den Nachsatz hinzugefügt hatte, um eine Anzeige zu vermeiden. Alles, was Rodney zu Zeds Kippa gesagt hatte, hatte er aus demselben Grund so und nicht anders formuliert. Die *Source* war nicht gerade eine Bastion der politischen Korrektheit, aber darum ging es auch gar nicht. Rodney Aronson wusste, welche Fehler er in seinem Gewerbe besser vermied.

»Beherzigen Sie meinen Rat«, sagte Rodney, als die Tür sich öffnete und seine Sekretärin mit einer Familienpackung Schokolade hereinkam.

»Mach ich«, sagte Zed. »Mach ich auf jeden Fall.«

ST. JOHN'S WOOD LONDON

Es kam auf jede Minute an, und er machte sich sofort auf den Weg. Er würde die U-Bahn nehmen und in der Baker Street in den Bus steigen. Ein Taxi bis nach St. John's Wood wäre besser gewesen – nicht zuletzt wegen der größeren Beinfrei-

heit –, aber das konnte er sich nicht leisten. Er hastete zum U-Bahnhof Blackfriars, wo er endlos auf die Circle Line wartete, die so überfüllt war, dass er sich gerade noch hineinquetschen konnte und mit eingezogenen Schultern, das Kinn auf die Brust gedrückt wie ein Büßer, direkt an der Tür stehen bleiben musste.

Mit steifem Nacken stieg er an der Baker Street aus und ging zur Bank, um seinen Kontostand zu überprüfen in der vergeblichen Hoffnung, dass er sich beim Überschlagen seiner Einnahmen und Ausgaben irgendwie verrechnet hatte. Ein Blick auf den Kontostand machte ihn mutlos. Eine Fahrt nach Cumbria würde seine gesamten Ersparnisse verschlingen, und er musste sich überlegen, ob ihm das die Sache wert war. Letztlich ging es nur um eine Story. Wenn er sie sausen ließ, würde man ihn eben auf eine andere ansetzen. Aber es gab Storys und Storys, und diese ... Er wusste einfach, dass diese etwas ganz Besonderes war.

Immer noch unentschlossen traf er anderthalb Stunden früher als gewöhnlich zu Hause ein, und deswegen klingelte er an der Haustür, damit seine Mutter keinen Schreck bekam, wenn sie zu einer so ungewohnten Tageszeit den Schlüssel im Schloss hörte. Er rief »Ich bin's Mum!«, und sie antwortete »Zedekiah! Ach, wie schön!«, was ihn verblüffte, bis er die Wohnung betrat und sah, weswegen seine Mutter so aus dem Häuschen war.

Susanna Benjamin war gerade dabei, ihren Nachmittags-tee zu beenden, aber sie war nicht allein. Eine junge Frau saß im bequemsten Sessel des Wohnzimmers – in dem Sessel, den Zeds Mutter immer für Gäste reservierte. Sie errötete anmutig und senkte kurz den Kopf, als Zeds Mutter die beiden einander vorstellte. Sie hieß Yaffa Shaw und gehörte demselben Lesezirkel an wie Susanna Benjamin, die diese Tatsache aus irgendeinem Grund als großartigen Zufall bezeichnete. Zed brauchte nicht lange auf eine nähere Erläuterung zu warten. »Ich habe

Yaffa gerade erzählt, dass mein Zedekiah ein *absoluter* Bücherwurm ist, der nicht nur eins, sondern gleich vier, fünf Bücher auf einmal liest. Erzähl Yaffa, was du gerade liest, Zed. Yaffa hat sich gerade den neuen Graham Swift vorgenommen. Also, das heißt, wir *alle* haben mit dem neuen Graham Swift angefangen. Im Lesezirkel, Zed. Setz dich doch, mein Lieber. Möchtest du ein Tässchen Tee? Ach du je, der ist ja kalt! Soll ich dir frischen machen?»

Ehe Zed darauf antworten konnte, war seine Mutter bereits verschwunden. Er hörte sie in der Küche herumklappern. Für alle Fälle schaltete sie auch noch das Radio ein. Er wusste, dass sie mindestens eine Viertelstunde brauchen würde, um frischen Tee aufzuschütten, denn er kannte das schon. Das letzte Mal war es die junge Frau gewesen, die bei Tesco an der Kasse arbeitete. Das vorletzte Mal war es eine vielversprechendere Kandidatin gewesen, nämlich die älteste Nichte ihres Rabbi, die sich in London aufhielt, um an einem Sommerkurs einer amerikanischen Universität teilzunehmen, an deren Namen Zed sich nicht erinnern konnte. Nach Yaffa, die ihn verstohlen beobachtete, zweifellos in der Hoffnung auf ein Gespräch, würde wieder eine kommen. Und so würde es weitergehen, bis er eine von ihnen heiratete und anfang, Enkelkinder in die Welt zu setzen. Nicht zum ersten Mal verfluchte Zed seine ältere Schwester, ihren Beruf und ihre Entscheidung, nicht nur keine Kinder zu bekommen, sondern nicht einmal zu heiraten. Sie war Wissenschaftlerin geworden, ein Beruf, der eigentlich für ihn vorgesehen gewesen war. Nicht dass er gern Wissenschaftler geworden wäre, aber wenn seine Schwester mitgespielt hätte und ihrer Mutter einen Schwiegersohn und ein paar Enkelkinder beschert hätte, dann würde er nicht immer und immer wieder vor einer neuen Kandidatin sitzen, die seine Mutter unter weiß der Teufel welchem Vorwand ins Haus gelockt hatte.

»Sie und Mum«, sagte er, »gehören also demselben Lesezirkel an?»

Sie errötete noch tiefer. »Eigentlich nicht«, sagte sie. »Ich arbeite in dem Buchladen. Ich gebe den Mitgliedern des Lesezirkels Empfehlungen. Ihre Mutter und ich ... wir haben uns unterhalten ... na ja, wie das halt so geht in einem Buchladen, wissen Sie.«

Er wusste nur zu gut. Und vor allem wusste er, wie Susanna Benjamin vorging. Er konnte sich das Gespräch genau vorstellen: die raffinierten Fragen und die arglosen Antworten. Er fragte sich, wie alt die junge Frau sein mochte, und ob seine Mutter es geschafft hatte, das Gespräch aufs Kinderkriegen zu lenken.

Er sagte: »Wahrscheinlich haben Sie gar nicht damit gerechnet, dass sie einen Sohn hat.«

»Sie hat es jedenfalls nicht erwähnt. Aber im Moment ist alles ein bisschen kompliziert, weil ...«

»Zed, Liebling«, flötete seine Mutter aus der Küche. »Ist Darjeeling recht? Und ein Stück Kuchen? Oder möchtest du lieber einen Scone? Yaffa, Sie trinken doch noch ein Tässchen, nicht wahr? Ihr jungen Leute wollt bestimmt noch ein Weilchen plaudern.«

Genau das wollte Zed auf keinen Fall. Er wollte seine Ruhe, denn er musste das Für und Wider einer Reise nach Cumbria abwägen, ob es sinnvoll war, sich zu verschulden, nur um seine Story sexy zu machen. Und wenn er erst einmal in Cumbria war, falls er sich dafür entschied hinzufahren, würde er sich überlegen müssen, was genau die Story sexy machen würde. Was würde ihr das Prickeln geben, den Biss oder was auch immer nötig war, um die Neugier der *Source*-Leser zu wecken, die, so vermutete er, den IQ von Grabsteinen hatten. Womit konnte man einen Grabstein fesseln? Oder eine Leiche? Zed musste innerlich kichern über den Vergleich. Zum Glück hatte er ihn nicht im Gespräch mit Rodney Aronson gemacht.

»So, da wären wir!« Susanna Benjamin brachte ein Tablett mit frischem Tee, Scones, Butter und Marmelade. »Mein Zede-

kiah ist ziemlich groß, nicht wahr, Yaffa? Ich weiß gar nicht, von wem er die Größe geerbt hat. Wie groß bist du noch?«, fragte sie Zed. Er war eins fünfundneunzig, und seine Mutter wusste genau, von wem er die Größe geerbt hatte, nämlich von seinem Großvater väterlicherseits, der auch fast eins neunzig gewesen war. Als er nicht antwortete, fuhr sie unbekümmert fort: »Und erst mal seine Füße. Sehen Sie sich diese Füße an, Yaffa. Und Hände wie Gartenschaufeln. Sie wissen ja, wie es heißt...« Sie zwinkerte der jungen Frau zu. »Milch und Zucker, Zedekiah? Beides, nicht wahr?« Und zu Yaffa: »Mein Sohn war zwei Jahre im Kibbuz. Und dann zwei Jahre bei der Armee.«

»Mum«, sagte Zed.

»Nun sei doch nicht so verschämt.« Sie füllte Yaffas Tasse. »Und zwar bei der *israelischen* Armee. Was sagen Sie dazu? Er stellt sein Licht immer unter den Scheffel. So ein bescheidener Junge. So ist er schon immer gewesen. Und Yaffa ist genauso, Zedekiah. Der Kleinen muss man jedes Wort einzeln aus der Nase ziehen. Geboren in Tel Aviv, der Vater Chirurg, zwei Brüder, die in der Krebsforschung arbeiten, die Mutter Modedesignerin, mein Junge. Modedesignerin! Ist das nicht großartig? Ich könnte mir natürlich kein einziges von ihren Kleidern leisten, denn die werden in... Wo werden die noch verkauft, Yaffa?«

»In Boutiquen«, sagte Yaffa, die so puterrot angelaufen war, dass Zed schon fürchtete, sie würde gleich einem Schlaganfall zum Opfer fallen.

»In Knightsbridge, Zed«, fuhr seine Mutter fort. »Stell dir das mal vor. Sie entwirft die Sachen in Israel, und sie werden *hier* verkauft.«

Um den Redefluss seiner Mutter zu unterbrechen, fragte Zed: »Was hat Sie denn nach London verschlagen, Yaffa?«

»Das Studium!«, rief Susanna Benjamin. »Sie geht hier auf die Universität, Zedekiah. Sie studiert Biologie.«

»Chemie«, korrigierte Yaffa.

»Chemie, Biologie, Geologie... was macht das für einen Un-

terschied? Wer hätte gedacht, dass so viel Grips in diesem hübschen Köpfchen steckt! Hast du jemals ein hübscheres Ding gesehen als unsere kleine Yaffa?»

»In letzter Zeit nicht«, sagte Zed und warf seiner Mutter einen bedeutungsvollen Blick zu. »Es ist mindestens sechs Wochen her«, fügte er hinzu in der Hoffnung, sie durch die Bloßstellung ihrer Absichten so in Verlegenheit zu bringen, dass sie endlich Ruhe gab.

Aber Susanna ließ sich nicht beirren. »Er macht sich gern über seine Mutter lustig, Yaffa. Er ist ein kleiner Scherzbold, mein Zedekiah. Sie werden sich schon daran gewöhnen.«

Daran *gewöhnen*? Zed schaute Yaffa an, die peinlich berührt auf ihrem Sessel herumrutschte. Daraus schloss er, dass noch mehr auf ihn zukam, und seine Mutter spannte ihn nicht länger auf die Folter.

»Yaffa zieht in das Zimmer deiner Schwester«, verkündete Susanna ihrem Sohn. »Sie ist gekommen, um es sich anzusehen, und sie sagt, es ist genau das, was sie braucht, jetzt, wo sie aus ihrem anderen Zimmer rausmuss. Wie schön, wieder ein junges weibliches Gesicht im Haus zu haben, nicht wahr? Sie wird morgen hier einziehen. Sie müssen mir noch sagen, was Sie gern frühstücken, Yaffa. Als junger Mensch muss man den Tag mit einer ordentlichen Mahlzeit beginnen. Das fördert die Konzentration, nicht wahr, Zed? Er hat sein Literaturstudium mit Auszeichnung abgeschlossen. Hab ich Ihnen schon erzählt, dass er Gedichte schreibt, Yaffa? Irgendetwas sagt mir, dass er demnächst eins über Sie schreiben wird.«

Zed stand abrupt auf. Dabei schwappte sein Tee über, denn er hatte die Tasse in seiner Hand ganz vergessen. Zum Glück landete das meiste davon auf seinen Schuhen und nicht auf dem guten Teppich seiner Mutter. Aber am liebsten hätte er ihr den Rest über den sorgfältig frisierten Kopf gekippt.

Er traf seine Entscheidung spontan, und sie war nötig. »Ich fahre nach Cumbria, Mum.«

Sie blinzelte. »Nach Cumbria? Warst du denn nicht gerade erst...«

»An der Story ist noch mehr dran, und das muss ich ausgraben. Das duldet keinen Aufschub.«

»Wann fährst du denn?«

»Sobald ich gepackt habe.«

Wofür er höchstens fünf Minuten brauchen würde, dachte er.

UNTERWEGS NACH CUMBRIA

Die Tatsache, dass er sich so schnell wie möglich aus dem Staub machen wollte, ehe seine Mutter mitten im Wohnzimmer die *Chuppa* aufbauen konnte, zwang ihn dazu, einen Zug zu nehmen, der auf Umwegen nach Cumbria fuhr. Daran ließ sich leider nichts ändern. Nachdem er seine Reisetasche gepackt und seinen Laptop verstaut hatte, war er weg. Die Flucht war ihm sauber gelungen. Bus, U-Bahn, Euston Station, wo er bis zur Abfahrt des Zugs noch etwas Zeit hatte, um sich seine Fahrkarte, außerdem vier Sandwiches, den *Economist*, die *Times* und den *Guardian* zu kaufen. Während er auf dem Bahnsteig auf den Zug wartete, fragte er sich, wie lange er wohl brauchen würde, um etwas zu finden, das seine Geschichte sexy machte, und wie lange er noch brauchen würde, um seiner Mutter abzugewöhnen, ihm Frauen zuzuführen wie eine Kupplerin... Als er endlich im Abteil saß und der Zug anfuhr, war er froh, sich mit Arbeit ablenken zu können. Er klappte seinen Laptop auf und begann, seine Aufzeichnungen durchzugehen, die er abends nach jedem Gespräch säuberlich abgetippt hatte. Außerdem hatte er noch einen Block mit handschriftlichen Notizen dabei, die er auch noch durchforsten würde, denn es musste irgendetwas geben, und er würde es finden.

Als Erstes befasste er sich mit der Hauptfigur seiner Geschichte: Nicholas Fairclough, zweiunddreißig Jahre alt, der ehemals lasterhafte Sohn von Bernard Fairclough, Baron von Ireleth im County Cumbria. In eine wohlhabende, privilegierte Familie hineingeboren – der goldene Löffel –, hatte Nicholas bereits in seiner Jugend das Vermögen verprasst, das ihm das Schicksal in die Wiege gelegt hatte. Er war ein Mann mit dem Gesicht eines Engels, aber mit Tendenzen, die Lots Nachbarn alle Ehre gemacht hätten. Seit dem vierzehnten Lebensjahr hatte er äußerst widerstrebend verschiedene Entzugsprogramme durchlaufen. Die Liste der Kliniken las sich wie ein Reisebericht, da die Eltern immer exotischere – und abgelegene – Orte ausgewählt hatten in der Hoffnung, Nicholas zu einem gesünderen Lebenswandel verhelfen zu können. Wenn er nicht gerade irgendwo auf Entzug war, unternahm er vom Geld seines Vaters nach dem Motto »Was kostet die Welt?« Luxusreisen, die ihn auf direktem Weg zurück in die Sucht führten. Schließlich warfen alle Beteiligten das Handtuch, an dem sie sich vorher die in Unschuld gewaschenen Hände abgewischt hatten. Vater, Mutter, Schwestern, sogar ein Vetter hatte ...

Moment, *darüber* hatte er ja noch gar nicht nachgedacht, wurde Zed plötzlich bewusst. Diese Sache mit dem Vetter. Es war ihm vorgekommen wie ein unwichtiges Detail, das hatte Nicholas während der Interviews selbst betont, aber womöglich war Zed da etwas entgangen, das er jetzt gebrauchen konnte ... Er blätterte in seinem Notizbuch und fand den Namen: Ian Cresswell, bei der Firma Fairclough Industries in irgendeiner verantwortungsvollen Position beschäftigt, Vetter von Nicholas, acht Jahre älter als dieser, geboren in Kenia, aber als Junge nach England übergesiedelt, wo er fortan bei den Faircloughs wohnte ... Na, das war doch etwas, oder? Etwas, das sich vielleicht irgendwie ausschlichten ließ.

Zed hob nachdenklich den Kopf. Er schaute aus dem Fens-

ter. Es war stockdunkel draußen, er sah also nichts als sein eigenes Spiegelbild: ein rothaariger Hüne, auf dessen Stirn sich Sorgenfalten bildeten, weil seine Mutter versuchte, ihn mit der erstbesten willigen Frau zu verkuppeln, die sie auftreiben konnte, und weil sein Chef seine geschliffene Prosa in den Papierkorb werfen wollte und weil er selbst etwas schreiben wollte, was wenigstens ein bisschen Niveau hatte. Also gut, was stand in seinen Aufzeichnungen? Was? *Was?*

Zed packte eins seiner vier Sandwiches aus und verschlang es, während er seine handschriftlichen Notizen durchging. Er suchte nach einem Anhaltspunkt, an dem er seine Story festmachen konnte, oder wenigstens nach einem Hinweis, dass es sich lohnte, in die eine oder andere Richtung tiefer zu graben, um das Prickeln zu produzieren, das Rodney Aronson verlangte. Diese Sache mit den Vettern, die wie Brüder aufgewachsen waren, war eine Möglichkeit. Unweigerlich musste er an das Alte Testament denken und an Kain und Abel, an die Frage »Bin ich der Hüter meines Bruders?«, an Altäre, auf denen die Früchte der Arbeit geopfert wurden, an das Bestreben, demjenigen zu gefallen, der in der Geschichte die Rolle Gottes einnahm, wahrscheinlich Bernard Fairclough, Baron von Ireleth. Und wenn man die Geschichte wirklich mit der Bibel vergleichen wollte, dann könnte der Baron Isaak sein, im Konflikt mit Esau und Jakob und deren Streit um das Recht des Erstgeborenen – obwohl Zed nie geglaubt hatte, dass irgendjemand das Fell eines toten Lammes für einen behaarten Männerarm halten konnte. Jedenfalls sollte er seine Aufzeichnungen noch einmal durchforsten, um zu sehen, ob er irgendwelche Informationen darüber besaß, wer was erben würde, falls Lord Fairclough etwas Unvorhergesehenes zustieß, oder wer die Leitung von Fairclough Industries übernehmen würde, falls den guten Lord ein vorzeitiger Tod erteilte.

Das wäre tatsächlich eine Story. Bernard Fairclough auf geheimnisvolle Weise... was? Verstorben oder verschwunden

zum Beispiel. Er stürzt eine Treppe hinunter, ist querschnittsgelähmt, erleidet einen Schlaganfall, wie auch immer. Nachforschungen ergeben, dass er sich wenige Tage vor seinem frühzeitigen Tod mit seinem Anwalt getroffen hat und ... ja, was? Er hat ein neues Testament aufgesetzt, seine Absichten in Bezug auf das Familienunternehmen klargestellt, er hat eine Lebensversicherung abgeschlossen, alle seine Papiere in Ordnung gebracht in Bezug auf – ja, auf was? Darauf, dass jemand etwas erbt, darauf, dass jemand enterbt würde, auf eine Enthüllung ... Der Sohn ist in Wirklichkeit nicht sein Sohn. Der Neffe ist nicht sein Neffe. Es gibt eine zweite Familie auf den Hebriden. Irgendwo versteckt, im Keller, auf dem Söller, im Bootshaus, gibt es einen wahnsinnigen, missgestalteten älteren Bruder. Das wäre Zündstoff. Das wäre der Knaller. Das wäre sexy.

Das Problem war, wenn Zed ganz ehrlich war, dass das Einzige, was man an seiner Geschichte von Nicholas Faircloughs neuntem Leben wirklich als sexy bezeichnen konnte, dessen Frau war, und die war nicht nur sexy, die war affenscharf. In seinem Gespräch mit Rodney Aronson hatte er das nicht besonders herausgestrichen, weil Rodneys Reaktion darauf absehbar gewesen war, nämlich eine Aufforderung, ihm Bilder von ihren Titten zu verschaffen. Zed hatte sich bisher in Bezug auf das Thema sehr zurückgehalten, weil die Ehefrau wünschte, im Hintergrund zu bleiben, aber jetzt fragte er sich, ob er die Dame vielleicht doch ein bisschen genauer unter die Lupe nehmen sollte. Er öffnete den Ordner mit seinen Aufzeichnungen. Wenn Eva auch nur entfernt wie Alatea Fairclough ausgesehen hatte, dann, so hatte Zedekiah nach dem einzigen Interview mit ihr gedacht, war es kein Wunder, dass Adam den Apfel gepflückt hatte. Die einzige Frage war, warum er nicht sämtliche verdammten Äpfel samt Baum gegessen hatte. Also ... War die Frau die Story? Machte *sie* die Story sexy? Prickelnd? Sie war weiß Gott umwerfend. Man brauchte nur ein Foto von ihr zu bringen, und jeder gesunde Mann würde wissen, warum

Nicholas Fairclough geheilt worden war. Sonst hatte sie leider nichts weiter zu der ganzen Sache zu sagen als: »Was Nick getan hat, hat er selbst getan. Ich bin seine Frau, aber in seiner wirklichen Geschichte spiele ich keine Rolle.«

War das eine Anspielung gewesen, fragte sich Zed. Welche *wirkliche* Geschichte? Gab es noch mehr aufzudecken? Vielleicht musste er diesen Faden weiterverfolgen: wahre Liebe. Hatte Nicholas Fairclough sie tatsächlich gefunden? Und wenn ja, gab es jemanden, der ihn darum beneidete? Eine seiner Schwestern vielleicht? Denn eine war unverheiratet, und die andere war geschieden. Und wie fühlten die beiden sich überhaupt, jetzt, wo der verlorene Sohn heimgekehrt war?

Er ging weiter seine Notizen durch. Las, bis ihm die Augen brannten. Aß noch ein Sandwich. Er machte sich auf die Suche nach einem Speisewagen – ziemlich absurd in Anbetracht seiner mageren Einkünfte –, weil er dringend einen Kaffee brauchte. Anschließend saß er wieder auf seinem Platz, völlig erschöpft, fast bereit aufzugeben. Dann plötzlich war er wieder hellwach: Was wenn etwas mit dem Haus der Familie nicht stimmte? Wenn es darin spukte, und wenn das zu der Drogensucht geführt hatte? ... Dann kam er wieder auf die verdammte Ehefrau zurück, die südamerikanische Sirene, und allmählich sagte er sich, er täte besser daran, nach Hause zu fahren und die ganze vermaledeite Story zu vergessen, nur dass daheim seine Mutter auf ihn wartete und Yaffa Shaw und eine nie endende Prozession von Frauen, die er heiraten und schwängern sollte.

Nein. Irgendwo war eine Geschichte, eine Geschichte, wie sein Chefredakteur sie haben wollte. Wenn er noch tiefer graben musste, um etwas Pikantes zu finden, dann würde er eben die Schaufel schwingen und graben, bis er in China ankam. Alles andere war inakzeptabel. Aufgeben kam nicht in Frage.

18. Oktober

BRYANBARROW
CUMBRIA

Ian Cresswell war gerade dabei, den Tisch für zwei zu decken, als sein Lebensgefährte nach Hause kam. Er selbst hatte früh Feierabend gemacht, einen romantischen Abend im Sinn. Er hatte Lamnbraten gekauft, der gerade unter einer duftenden Kräuterkruste im Ofen schmort, und er hatte frisches Gemüse und Salat zubereitet. Im Kaminzimmer hatte er eine Weinflasche entkorkt, Gläser poliert und zwei Sessel und den Spieltisch aus Eichenholz aus der Zimmerecke vor den offenen Kamin geschoben. Obwohl es in dem uralten Herrenhaus eigentlich immer ein bisschen kühl war, war es noch nicht kalt genug für ein Kohlefeuer, und so hatte er eine Reihe Kerzen auf dem schmiedeeisernen Feuerrost befestigt und zwei weitere auf den Tisch gestellt. Als er gerade dabei war, die Kerzen anzuzünden, hörte er, wie die Küchentür geöffnet wurde, dann das Geräusch von Kavs Schlüsselbund, der in dem angeschlagenen Kammertopf auf der Fensterbank landete. Einen Augenblick später das Geräusch von Kavs Schritten auf den Küchenfliesen, und als die Tür des alten Backofens quietschte, lächelte Ian vor sich hin: Heute Abend war Kav mit Kochen an der Reihe, nicht er, und Kav hatte soeben die erste Überraschung entdeckt.

»Ian?« Schritte in der Küche, dann auf den Steinfliesen in der Eingangshalle. Ian hatte die Tür zum Kaminzimmer angelehnt gelassen. »Hier!«, rief er und wartete.

Kav erschien in der Tür. Sein Blick wanderte von Ian zum

Tisch mit den Kerzen, zu den Kerzen im Kamin und wieder zu Ian zurück. Dann wanderte sein Blick über Ians Körper und verweilte genau da, wo Ian es wünschte. Aber nach einem Moment der Spannung, der früher einmal dazu geführt hätte, dass sie gleich darauf im Schlafzimmer gelandet wären, sagte Kav: »Ich musste heute mit anpacken, wir hatten zu wenig Leute. Ich bin verschwitzt. Ich geh mich kurz duschen und umziehen«, und verschwand ohne ein weiteres Wort. Das reichte, um Ian zu sagen, dass sein Lover genau wusste, was die Szene, die er vor sich gesehen hatte, bedeutete. Und es reichte, um Ian zu sagen, welche Richtung ihr Gespräch an dem Abend wie üblich nehmen würde. Eine solche unausgesprochene Botschaft von Kaveh hätte ihm früher den Wind aus den Segeln genommen, aber diesmal nicht. Nachdem sie drei Jahre heimlich und ein Jahr offen zusammengelebt hatten, wusste er, was ihm das für ihn bestimmte Leben wert war.

Es dauerte eine halbe Stunde, bis Kaveh endlich fertig war, aber obwohl der Braten schon seit zehn Minuten auf dem Tisch stand und das Gemüse langsam unansehnlich wurde, hatte Ian nicht vor, sich davon kränken zu lassen, dass Kav sich so viel Zeit genommen hatte. Ian schenkte ihnen Wein ein – vierzig Pfund hatte die Flasche gekostet, was der Anlass jedoch rechtfertigte – und hob sein Glas. »Das ist ein guter Bordeaux«, sagte er und wartete darauf, dass Kav mit ihm anstieß, denn es war schließlich nicht zu übersehen, dass er das wünschte, so wie er mit dem Glas in der Hand dastand und ihn erwartungsvoll anlächelte.

Zum zweiten Mal betrachtete Kav den Tisch. »Zwei Ge-
decke?«, sagte er. »Hat sie angerufen oder was?«

»Ich habe sie angerufen.« Ian ließ die Hand mit dem Glas sinken.

»Und?«

»Ich habe sie gebeten, die beiden erst morgen zurückzubringen.«

»Und darauf hat sie sich eingelassen?«

»Ausnahmsweise. Willst du nicht von dem Wein trinken, Kav? Ich hab ihn in Windermere gekauft. In dem Weinladen, wo wir letzten...«

»Ich hatte heute eine Auseinandersetzung mit dem alten George.« Kav machte eine Kopfbewegung in Richtung Straße. »Er hat mich abgefangen, als ich hier ankam. Beschwerst sich mal wieder über die Kälte. Er meint, ihm würde eine Zentralheizung zustehen. *Zustehen*, hat er tatsächlich gesagt.«

»Er hat doch jede Menge Kohle. Warum verheizt er die nicht, wenn's ihm im Haus zu kalt ist?«

»Er sagt, er will nicht mit Kohle heizen. Er will eine Zentralheizung. Er sagt, wenn er keine kriegt, sieht er sich nach was anderem um.«

»Als er hier gewohnt hat, hatte er doch auch keine Zentralheizung, Herrgott noch mal.«

»Da hatte er das Haus. Ich glaube, das hat er als eine Art Kompensation betrachtet.«

»Also, er soll sich gefälligst an die Situation gewöhnen, und wenn er das nicht kann, dann soll er sich eben einen andern Hof mieten. Aber ich habe keine Lust, den ganzen Abend über George Cowleys Groll auf uns zu reden. Das Anwesen stand zum Verkauf. Wir haben es gekauft, nicht er. Ende.«

»*Du* hast es gekauft.«

»Eine Formsache, die hoffentlich bald aus der Welt geschafft wird. Dann gibt es kein Dein und Mein mehr. Kein Ich, kein Du. Nur noch ein Wir.« Ian reichte Kav das zweite Glas. Kav zögerte kurz, dann nahm er es. »Gott, wie sehr ich dich begehre«, sagt Ian und fügte lächelnd hinzu: »Willst du mal fühlen, wie sehr?«

»Hmm. Nein. Lassen wir's langsam angehen.«

»Mistkerl.«

»Ich dachte, das gefällt dir.«

»Das erste Mal, dass du lächelst, seit du nach Hause gekommen bist. Hattest du einen anstrengenden Tag?«

»Eigentlich nicht«, sagte Kav. »Nur viel Arbeit und wenig Leute. Und du?«

»Nein.« Sie tranken beide einen Schluck, ohne den Blick voneinander abzuwenden. Kav lächelte wieder. Ian trat auf ihn zu. Kav wich zurück. Er versuchte, es so aussehen zu lassen, als hätte das frischpolierte Besteck oder die Blumenschale auf dem Tisch seine Aufmerksamkeit erregt, aber Ian ließ sich nicht täuschen. Er dachte, was jeder Mann denken würde, der vierzehn Jahre älter war als sein Liebhaber und alles aufgegeben hatte, um mit ihm zusammen sein zu können.

Mit seinen achtundzwanzig Jahren würde Kaveh ihm tausend Gründe dafür nennen können, dass er noch nicht bereit war, sich zu binden. Doch Ian hatte keine Lust, sie sich anzuhören, denn er wusste, dass es nur einen Grund gab. Und um diese Heuchelei ging es in jedem Streit, den sie im letzten Jahr geführt hatten.

»Weißt du eigentlich, was heute für ein Tag ist?«, fragte Ian und hob erneut sein Glas.

Kav nickte, aber er wirkte gequält. »Der Tag, an dem wir uns kennengelernt haben. Ich hab's total vergessen. Einfach zu viel los in Ireleth Hall. Aber dann ...« Er zeigte auf den Tisch. Ian wusste, dass er nicht nur die schöne Deko meinte, sondern auch die Mühe, die er sich mit dem Abendessen gemacht hatte. »Als ich das gesehen hab, ist es mir natürlich sofort wieder eingefallen. Ich bin eine komplette Niete. Ich habe nichts für dich.«

»Ach, das macht doch nichts«, sagte Ian. »Was ich mir wünsche, hast du immer bei dir, du brauchst es mir nur zu geben.«

»Du hast es doch schon, oder?«

»Du weißt, was ich meine.«

Kaveh trat ans Fenster und schob die schweren Vorhänge einen Spaltbreit auf, wie um nachzusehen, wo das Tageslicht geblieben war, doch Ian wusste, dass er überlegte, was er sagen sollte, und der Gedanke, dass er sagen könnte, was Ian nicht

hören wollte, bescherte ihm das verräterische Pochen im Kopf und Sternchen vor den Augen. Er blinzelte.

»Eine Unterschrift im Standesamt macht unsere Beziehung nicht offizieller, als sie es so schon ist.«

»Unsinn«, entgegnete Ian. »Sie macht sie mehr als offiziell. Sie macht sie legal. Die Leute im Dorf werden uns akzeptieren, und vor allem zeigt sie aller Welt ...«

»Wir brauchen nicht die Anerkennung der Leute hier.«

»Und vor allem«, wiederholte Ian, »zeigt die Unterschrift aller Welt ...«

»Ganz genau«, sagte Kaveh gereizt. »Die Welt, Ian. Denk mal drüber nach. Und allen, die darin leben.«

Vorsichtig stellte Ian sein Weinglas auf dem Tisch ab. Er sollte den Braten aufschneiden, das Gemüse anrichten, sich an den Tisch setzen und essen und es gut sein lassen. Nach dem Essen mit Kav nach oben gehen und sich im Bett austoben. Aber an diesem ganz besonderen Abend konnte er nicht anders, als seinem Lebensgefährten noch einmal zu sagen, was er ihm schon ein Dutzend Mal gesagt hatte, obwohl er sich geschworen hatte, das Thema ausgerechnet heute nicht zu erwähnen: »Du hast mich gebeten, mich zu meiner Homosexualität zu bekennen, und ich habe es getan. Für dich. Nicht für mich, denn für mich spielte es keine Rolle. Und was ich getan habe – für dich –, war für andere Leute genauso schlimm, als hätte ich ihnen einen Dolch ins Herz gestoßen. Mir war das egal, weil es das war, was du wolltest, und weil mir klar geworden war ...«

»Das *weiß* ich alles.«

»Drei Jahre Heimlichtuerei ist genug, hast du gesagt. Du hast gesagt, heute Abend musst du dich entscheiden. Vor allen hast du das gesagt, Kav, und vor allen habe ich mich entschieden. Dann bin ich gegangen. Mit dir. Hast du überhaupt eine Ahnung ...«

»Natürlich habe ich eine Ahnung. Glaubst du, ich bin aus

Stein? Ich *habe* eine Ahnung, verdammt. Aber wir reden nicht vom Zusammenleben, nicht wahr? Wir reden vom *Heiraten*. Und wir reden über meine *Eltern*.«

»Die Leute gewöhnen sich an alles«, entgegnete Ian. »Das hast *du* mir doch gesagt.«

»Die Leute, ja. Andere Leute. Sie gewöhnen sich an alles. Aber nicht meine Eltern. Wir haben das doch schon hundertmal durchgekaut. In meiner Kultur – in *ihrer* Kultur –«

»Ihr gehört jetzt zu unserer Kultur. Ihr alle.«

»So funktioniert das nicht. Man flüchtet nicht in ein fremdes Land, nimmt eine Wunderdroge und wacht am nächsten Morgen mit einem völlig neuen Wertesystem auf. So läuft das nicht. Und als einziger Sohn – als einziges Kind, Herrgott noch mal – habe ich ... Verdammt, Ian, das *weißt* du doch alles. Warum bist du nicht mit dem zufrieden, was wir haben? Mit dem, wie es ist?«

»Weil das, wie es ist, eine Lüge ist. Du bist nicht mein Mieter. Ich bin nicht dein Vermieter. Glaubst du im Ernst, dass sie uns das auf Dauer abkaufen?«

»Sie kaufen mir alles ab, was ich ihnen sage. Ich lebe hier, sie leben dort. Das funktioniert, und es wird immer funktionieren. Alles andere würden sie nicht verstehen. Sie brauchen es nicht zu wissen.«

»Warum nicht? Damit sie dir regelmäßig junge heiratsfähige Iranerinnen schicken können? Junge Frauen, die deine Eltern sofort zu Großeltern machen würden?«

»Das wird nicht passieren.«

»Es passiert doch bereits. Mit wie vielen haben sie dich schon zusammengebracht? Einem Dutzend? Mehr? Und wann wirst du einknicken und heiraten, weil du den Druck nicht mehr erträgst, weil dein Pflichtgefühl die Oberhand gewinnt? Und dann? Wie soll es dann weitergehen? Wirst du dann zwei Leben führen? Eins in Manchester mit ihr – wer auch immer sie sein wird – und den Kinderchen und eins mit mir und ... Ver-

dammt noch mal, sich mich an.« Ian hätte den Tisch mit allem darauf umwerfen können. Etwas braute sich in ihm zusammen, er würde gleich explodieren. Er ging zur Tür. Er würde die Eingangshalle durchqueren und durch die Küche nach draußen gehen.

»Wo willst du hin?«, fragte Kaveh scharf.

»Raus. Zum See. Was weiß ich. Ich muss einfach raus.«

»Komm schon, Ian. Jetzt sei doch nicht so. Was wir haben ...«

»Was wir haben, ist nichts.«

»Das stimmt nicht. Komm her, dann zeig ich's dir.«

Aber Ian wusste, wohin das führen würde, nämlich dahin, wohin es immer führte, nur nicht zu der Veränderung, die er wollte. Er verließ das Haus, ohne sich noch einmal umzudrehen.

UNTERWEGS NACH BRYANBARROW CUMBRIA

Tim Cresswell fläzte sich auf dem Rücksitz des Volvo. Er versuchte nicht zuzuhören, als seine kleine Schwester ihre Mutter mal wieder anflehte, sie beide bei sich wohnen zu lassen. »Bitte, bitte, bitte, Mummy«, sagte sie. Sie versuchte, ihre Mutter davon zu überzeugen, dass ihr etwas fehlte, wenn sie ihre Kinder nicht ständig um sich hatte. Nicht dass irgendetwas, was Gracie sagte, oder die Art, wie sie es sagte, etwas bewirken würde. Niamh Cresswell hatte nicht die Absicht, ihre Kinder bei sich in Grange-over-Sands wohnen zu lassen. Sie hatte Wichtigeres zu tun, als sich um ihre Sprösslinge zu kümmern. Das hätte Tim Gracie gern erklärt, aber wozu? Sie war erst zehn und noch zu klein, um zu verstehen, was es mit Stolz, Hass und Rachege-lüsten auf sich hatte.

»Daddys Haus ist schrecklich«, sagte Gracie nachdrücklich.

»Es gibt überall Spinnen. Es ist dunkel, und die Treppen quiet-schen, und es zieht, und in den Ecken hängen Spinnweben. Ich will bei dir wohnen, Mummy. Und Timmy auch.« Sie wand sich auf ihrem Sitz. »Du willst doch auch bei Mummy wohnen, oder, Timmy?«

Nenn mich nicht Timmy, du dumme Gans, hätte Tim seiner Schwester am liebsten geantwortet, aber er konnte einfach nicht wütend auf Gracie sein, wenn sie ihn so vertrauensvoll anschaute. Und er hätte ihr gern geraten, sich ein dickeres Fell zuzulegen, wenn er diesen Blick sah. Die Welt war ein Drecksloch, und er konnte einfach nicht verstehen, warum Gracie das noch nicht begriffen hatte.

Tim sah, dass seine Mutter ihn im Rückspiegel beobachtete und abwartete, was er seiner Schwester antworten würde. Er kräuselte die Lippen und schaute aus dem Fenster. Eigentlich konnte er es seinem Vater nicht verübeln, dass er die Bombe hatte platzen lassen, die ihr Leben zerstört hatte. Seine Mutter war ein richtiges Miststück.

Typisch, das dumme Zeug, das die blöde Kuh ihnen erzählt hatte, um ihnen zu erklären, warum sie sie jetzt schon nach Bryanbarrow zurückbrachte. Sie wusste nicht, dass er im selben Moment in der Küche ans Telefon gegangen war wie sie in ihrem Schlafzimmer und dass er alles mitgehört hatte: Wie sein Vater gefragt hatte, ob sie die Kinder noch einen Tag länger bei sich behalten könne, und wie seine Mutter zugestimmt hatte. Und zwar ausnahmsweise einmal liebenswürdig, was seinem Vater eigentlich hätte sagen müssen, dass irgendetwas im Busch war, denn selbst Tim hatte es sofort kapiert. Deswegen hatte er sich auch nicht gewundert, als seine Mutter zehn Minuten später komplett aufgedonnert aus ihrem Zimmer gekommen war und ihnforsch-fröhlich aufgefordert hatte, seine Sachen zu packen, sein Vater habe gerade angerufen und seine Mutter gebeten, die Kinder früher als geplant nach Bryanbarrow zurückzubringen.

»Irgendeine Überraschung«, hatte sie gesagt. »Was, wollte er mir nicht verraten. Also beeilt euch.«

Dann hatte sie sich auf die Suche nach ihren Autoschlüsseln gemacht. Die hätte er verschwinden lassen sollen, dachte Tim. Nicht seinetwegen, sondern Gracie zuliebe. Sie hätte es verdient, noch einen Tag länger bei ihrer Mutter zu bleiben, wenn sie das so gern wollte.

»Es gibt nicht mal genug heißes Wasser, dass man die Badewanne vollkriegt, Mummy«, sagte Gracie gerade. »Und das Wasser tröpfelt aus dem Hahn, und es ist ganz braun und eklig. Nicht wie bei dir, wo ich schön Schaum haben kann. Ich hab so gerne Schaum. Warum können wir nicht bei dir wohnen, Mummy?«

»Das weißt du ganz genau«, antwortete Niamh Cresswell schließlich.

»Nein, das weiß ich nicht«, widersprach Gracie. »Die meisten Kinder bleiben bei ihrer Mutter, wenn ihre Eltern sich scheiden lassen. Sie wohnen bei ihrer Mutter, und sie besuchen ihren Vater. Du hast doch genug Platz für uns.«

»Gracie, frag deinen Vater, warum das bei uns alles anders ist, wenn du es schon unbedingt wissen willst.«

Na klar, dachte Tim. Als würde ihr Vater Gracie erklären, warum sie in einem grauenhaften Haus am Rand eines grauenhaften Kaffs wohnten, wo es an einem Samstagabend oder einem Sonntagnachmittag nichts zu tun gab, außer Kühe zu zählen oder den Schafen beim Blöken zuzuhören. Bryanbarrow lag am Arsch der Welt, aber für das neue Leben ihres Vaters war es perfekt. Und von dem Leben ... hatte Gracie keine Ahnung. Das war auch nicht vorgesehen. Sie sollte glauben, dass sie Zimmer vermieteten, bloß dass es nur *einen* Untermieter gibt, Gracie, und was glaubst du wohl, in welches Bett der kriecht, wenn du längst schläfst, und was glaubst du wohl, was die beiden dort treiben, wenn die Tür zu ist?

Tim bohrte die Fingernägel seiner rechten Hand so tief in

die Haut an seinem linken Handrücken, bis er spürte, wie sich kleine Blutströpfchen bildeten. Seinem Gesicht war nichts anzusehen, das wusste er, denn er hatte diesen leeren Ausdruck trainiert. Zusammen mit dem Schmerz, den er seinen Händen zufügte, sorgte dies dafür, dass er dort blieb, wo er sein wollte, nämlich weit weg von anderen Leuten und weit weg von allem. Er hatte sogar erreicht, dass sein Vater ihn von der örtlichen Schule genommen hatte. Er ging jetzt auf eine Sonderschule in der Nähe von Ulverston, meilenweit weg von da, wo sein Vater wohnte – dem es natürlich tierisch lästig war, ihn jeden Tag dorthin zu fahren –, und meilenweit entfernt von dort, wo seine Mutter wohnte. Und genauso wollte er es haben, denn dort, bei Ulverston, wusste niemand, was in seinem Leben vorgefallen war, und das war ihm ganz wichtig.

Schweigend betrachtete Tim die vorbeifliegende Landschaft. Die Fahrt von Grange-over-Sands zum Haus seines Vaters führte sie im schwindenden Tageslicht durch das Lyth Valley nach Norden. Die Landschaft war ein Flickenteppich aus kleegrünen und smaragdgrünen Pferdekoppeln und Viehweiden, der wie eine Welle gegen die kahlen Berge rollte. Große Felsbrocken aus Schiefer und Sandstein ragten aus den von grauem Geröll bedeckten Hängen. Am Fuß der Berge standen Wäldchen aus Erlen, Eichen und Ahorn, deren Herbstlaub gelb, golden und rot leuchtete. Und hier und da Bauernhöfe: große, aus Feldsteinen errichtete Scheunen und mit Schieferschindeln verkleidete Wohnhäuser mit Kaminen, aus denen der Rauch von Holzfeuern quoll.

Nach einigen Kilometern, wo das Lyth Valley sich verjüngte, veränderte sich die Landschaft. Jetzt fuhren sie durch Wald, und die von Bruchsteinmauern gesäumte Straße wurde immer kurvenreicher. Es hatte angefangen zu regnen, aber wann regnete es nicht in dieser Gegend? Cumbria war bekannt für sein feuchtes Klima, und man sah es ja auch an dem Moos, das auf den Steinwänden wucherte, an den Farnen, die aus allen Ritzen

sprossen, und an den Flechten, die Boden und Baumstämme überzogen.

»Es regnet«, bemerkte Gracie überflüssigerweise. »Wenn es regnet, kann ich dieses alte Haus erst recht nicht ausstehen. Du auch nicht, Timmy, oder? Es ist furchtbar in dem Haus, alles ist muffig und düster und einfach nur gruselig.«

Niemand sagte etwas dazu. Gracie ließ den Kopf hängen. Ihre Mutter bog in die Straße nach Bryanbarrow ein, als hätte Gracie überhaupt nichts gesagt.

Die Straße war eng hier und wand sich in Haarnadelkurven aufwärts. Schließlich bogen sie in die Straße zum Dorf ein, das unten im Tal lag und eigentlich nicht viel mehr als eine Kreuzung mit einem Rasen in der Mitte zu bieten hatte. Da es hier eine Gaststätte, ein Rathaus, eine Methodistenkapelle und eine anglikanische Kirche gab, war das Dorf eine Art Treffpunkt, allerdings nur abends und sonntags morgens, und die, die sich dann versammelten, hatten nichts Besseres zu tun, als zu beten oder zu saufen.

Gracie begann zu weinen, als sie langsam über die steinerne Brücke fuhren. »Mummy, ich find es *schrecklich* hier. Mummy, *bitte*.«

Aber ihre Mutter sagte nichts, und Tim wusste, sie würde auch nichts dazu sagen. Bei der Frage, wo Tim und Gracie Cresswell leben sollten, gab es durchaus Gefühle zu berücksichtigen, allerdings nicht die Gefühle von Tim und Gracie. So war es, und so würde es bleiben, zumindest bis Niamh tot umfiel oder sie einfach aufgab, je nachdem, was zuerst passierte. Und über die erste Möglichkeit hatte Tim viel nachgedacht. Hass konnte einen Menschen umbringen, so schien es ihm. Andererseits hatte der Hass ihn noch nicht umgebracht, also würde der Hass seine Mutter vielleicht auch nicht umbringen.

Im Gegensatz zu vielen Anwesen in Cumbria, die weit außerhalb von Dörfern oder Weilern lagen, stand die Bryan Beck Farm direkt am Dorfrand, und sie bestand aus einem alten eli-

sabethanischen Herrenhaus, einer genauso alten Scheune und einem noch älteren Cottage. Hinter den Gebäuden erstreckten sich die Ländereien, und auf den Weiden grasten Schafe, die jedoch nicht Tims Vater gehörten, sondern einem Bauern, der das Land pachtete. Die Schafe gaben dem Hof »einen authentischen Anstrich«, wie sein Vater gern sagte, und sie standen im Einklang mit der »Tradition im Lake District«, was auch immer er damit meinte. Ian Cresswell war kein verdammter Bauer, und so wie Tim das sah, waren die blöden Schafe besser dran, wenn sein Vater sich von ihnen fernhielt.

Als Niamh in der Einfahrt hielt, schluchzte Gracie bitterlich. Anscheinend dachte sie, wenn sie nur laut genug schluchzte, würde ihre Mutter im letzten Moment wenden und mit ihnen zurück nach Grange-over-Sands fahren, anstatt genau das zu tun, was sie sich vorgenommen hatte, nämlich sie aus dem Auto zu werfen, um ihrem Vater eins auszuwischen, und nach Milthorpe zu düsen, um sich von ihrem dämlichen Freund in der Küche seiner China-Imbissbude durchvögeln zu lassen.

»Mummy! Mummy!«, jammerte Gracie. »Sein Auto steht nicht mal da. Ich traue mich nicht rein, wenn sein Auto nicht dasteht, weil er dann nicht zu Hause ist und...«

»Grace, hör sofort auf damit«, fauchte Niamh. »Du führst dich auf wie eine Zweijährige. Er ist einkaufen gefahren, weiter nichts. Im Haus brennt Licht, und das andere Auto steht da. Ich schätze, du kannst dir denken, was das bedeutet.«

Natürlich sprach sie den Namen nicht aus. Sie hätte hinzufügen können: »Der *Mieter* eures Vaters ist zu Hause«, mit dieser verächtlichen Betonung, die Bände sprach. Aber damit hätte sie Kaveh Mehrans Existenz anerkannt, und das würde sie niemals tun. Stattdessen sagte sie mit bedeutungsvollem Unterton: »Timothy«, und machte eine Kopfbewegung in Richtung Haus. Das hieß, dass er seine Schwester aus dem Auto zerren und zum Haus bugsieren sollte, da sie nicht vorhatte, das zu übernehmen.

Er stieg aus und warf seinen Rucksack über die niedrige Steinmauer. Dann riss er die Tür auf der Seite auf, wo seine Schwester saß. »Los, raus«, sagte er und packte sie am Arm.

»Nein! Ich will nicht!«, kreischte Gracie und schlug und trat um sich.

Niamh löste Gracies Sicherheitsgurt und sagte: »Hör auf, so ein Theater zu machen. Das ganze Dorf denkt noch, ich bringe dich um.«

»Das ist mir egal!«, schluchzte Gracie. »Ich will mit dir fahren! Mummy!«

»Herrgott noch mal.« Niamh sprang ebenfalls aus dem Auto, aber nicht etwa, um Tim zu helfen. Sie riss Gracies Rucksack vom Rücksitz, öffnete ihn und warf ihn im hohen Bogen über die Steinmauer. Er landete – zum Glück – auf Gracies Trampolin, und der gesamte Inhalt kullerte in den Regen, darunter auch Gracies Lieblingspuppe.

Als Gracie sah, wie ihre Puppe sich überschlug, schrie sie auf. Tim sah seine Mutter wütend an, woraufhin Niamh blaffte: »Was hast du denn von mir erwartet?« Und zu Gracie sagte sie: »Wenn du nicht willst, dass sie kaputtgeht, solltest du sie aufheben.«

Gracie rannte in den Garten, kletterte auf das Trampolin und drückte ihre Puppe an sich. Sie weinte immer noch, und ihre Tränen mischten sich mit dem Regen. »Wie reizend von dir«, sagte Tim zu seiner Mutter.

»Beklag dich bei deinem Vater«, gab Niamh zurück.

Das war ihre Standardantwort auf alles. Beklag dich bei deinem Vater, als würde das, was der getan hatte, jede Gemeinheit von Niamh Cresswell rechtfertigen.

Tim schlug die Autotür zu und wandte sich wortlos ab. Als er in den Garten ging, hörte er hinter sich den Volvo losfahren, wohin auch immer, das war ihm egal. Von ihm aus konnte seine Mutter vögeln, mit wem sie wollte.

Gracie hockte heulend auf dem Trampolin. Hätte es nicht

geregnet, wäre sie darauf herumgesprungen bis zur Erschöpfung, denn das tat sie jeden Tag, genauso wie er jeden Tag tat, was er tat, um sich zu erschöpfen.

Er hob seinen Rucksack auf und schaute ihr einen Moment lang zu. Okay, sie war eine Nervensäge, aber sie hatte das alles nicht verdient. Er ging zum Trampolin und nahm ihren Rucksack. »Komm«, sagte er. »Wir gehen rein.«

»Ich nicht«, sagte sie und drückte sich die Puppe an die Brust. »Ich nicht, ich nicht.« Sie da hocken zu sehen, drehte ihm den Magen um.

Er konnte sich nicht an den Namen der Puppe erinnern. Er sagte: »Komm, Gracie. Ich seh nach, ob Spinnen da sind, und ich mach die Spinnweben weg. Du kannst deine ... wie heißt sie noch ...«

»Bella. Sie heißt Bella«, schniefte Gracie.

»Also Bella-sie-heißt-Bella. Du kannst Bella-sie-heißt-Bella in ihre Wiege legen und ich ... ich kämm dir die Haare. Okay? Das hast du doch so gern. Und ich mach dir so eine Frisur, wie du sie so schön findest.«

Gracie schaute ihn an. Sie rieb sich die Augen mit dem Arm. Ihr Haar, auf das sie so stolz war, wurde nass, und schon bald würde es so kraus sein, dass man es nicht mehr bürsten konnte. Sie drehte eine lange Locke um einen Finger. »Machst du mir einen französischen Zopf?« Dabei sah sie ihn so hoffnungsvoll an, dass er ihr den Wunsch nicht abschlagen konnte.

Er seufzte. »Also gut. Einen französischen Zopf. Aber dann musst du jetzt mit reinkommen, sonst mach ich's nicht.«

»Okay.« Sie rutschte zum Rand des Trampolins und reichte ihm Bella-sie-heißt-Bella. Er stopfte die Puppe kopfüber in Gracies Rucksack und ging zum Haus. Gracie stapfte hinter ihm her und schlurfte mit den Füßen durch den Kies auf dem Weg.

Sie betraten das Haus durch den Seiteneingang, der direkt in die Küche führte. Auf dem primitiven Herd lag ein Braten

auf einem Rost, die Soße in der Fettpfanne darunter war schon kalt und fest. Daneben stand ein Topf mit kaltem Gemüse. Auf dem Abtropfgitter welkte ein Salat vor sich hin. Tim und Gracie hatten noch nichts zu Abend gegessen, aber ihr Vater auch nicht, so wie das hier aussah.

»Ian?«

Tim wappnete sich innerlich, als er Kaveh Mehrans Stimme hörte. Sie klang verhalten. Vielleicht ein bisschen verkrampft?

»Nein, wir sind's«, sagte Tim.

Stille. Dann: »Timothy? Gracie?« Aus dem Kaminzimmer war ein Geräusch zu hören, etwas wurde über die Steinfliesen auf den Teppich geschoben, dann ein Fluchen »Verdammter Mist!«. Wahrscheinlich hatten sie sich gestritten, dachte Tim, und plötzlich überkam ihn ein Hochgefühl, während er sich ausmalte, wie sein Dad und Kaveh mit Messern aufeinander losgegangen waren, und jetzt war alles voller Blut. Das wäre doch mal was! Er ging zum Kaminzimmer, gefolgt von Gracie.

Zu seiner Enttäuschung war alles in Ordnung. Keine umgestürzten Möbel, kein Blut. Das Geräusch war entstanden, als Kaveh den schweren, alten Spieltisch in die Ecke zurückgeschoben hatte, wo er hingehörte. Kaveh wirkte allerdings sehr bedrückt, und das reichte, um Gracie vergessen zu lassen, dass sie selbst aussah wie das heulende Elend. Besorgt lief sie auf den Mann zu.

»Kaveh«, sagte sie, »ist was passiert?«, woraufhin der Blödmann sich aufs Sofa fallen ließ, den Kopf schüttelte und die Hände vors Gesicht schlug.

Gracie setzte sich neben ihn und legte ihm einen Arm um die Schultern. »Willst du's mir nicht erzählen?«, sagte sie. »Bitte, erzähl's mir, Kaveh.«

Aber Kaveh schwieg.

Offensichtlich, dachte Tim, hatten er und sein Dad sich gestritten, und sein Dad war wutschnaubend abgehauen. Recht so, dachte er. Er hoffte, dass es den beiden richtig dreckig ging.

Falls sein Dad mit dem Auto von der Straße abkam und in eine Schlucht stürzte, wäre ihm das absolut recht.

»Ist deiner Mummy was passiert?«, fragte Gracie Kaveh. Sie war sich nicht mal zu blöd, dem Typen über sein fettiges Haar zu streicheln. »Oder deinem Dad? Soll ich dir 'ne Tasse Tee machen, Kaveh? Hast du Kopfweg? Oder vielleicht Bauchweg?«

Okay, dachte Tim, Gracie war vorerst beschäftigt. Sie hatte ihre eigenen Sorgen vergessen und würde jetzt die Krankenschwester spielen. Er stellte ihren Rucksack neben der Tür ab, durchquerte das Zimmer und ging durch eine andere Tür in eine kleine, viereckige Diele, von der aus eine Treppe mit abgetretenen Stufen in den ersten Stock führte.

In seinem Zimmer stand sein Laptop auf einem wackeligen Tisch unter dem Fenster, von dem aus man einen Blick auf den Vorgarten und den Dorfanger hatte. Inzwischen war es fast dunkel, und es regnete in Strömen. Der Wind, der heftiger geworden war, fegte das Laub der Ahornbäume unter die Bänke auf dem Rasen und verteilte es von dort aus über die Straße. In den Häusern jenseits des Dorfplatzes brannte Licht, und in dem heruntergekommenen Cottage, in dem George Cowley mit seinem Sohn wohnte, bewegte sich jemand hinter den Gardinen. Tim sah eine Weile zu – anscheinend diskutierten die beiden über irgendetwas, aber was wusste er schon, was sich dort abspielte –, dann schaltete er seinen Computer ein.

Er ging ins Internet. Die Verbindung brauchte ewig, um sich aufzubauen. Es war, wie Wasser beim Gefrieren zuzusehen. Von unten hörte er gedämpft Gracies Stimme. Dann wurde die Stereoanlage eingeschaltet. Wahrscheinlich glaubte sie, Musik würde Kaveh trösten. Tim fragte sich, wie sie auf die Idee kam, denn Musik ging dem Typen am Arsch vorbei.

Endlich. Er rief seine E-Mails ab. Vor allem um eine bestimmte ging es ihm. Er musste unbedingt wissen, wie es weiterging, und das hätte er unmöglich vom Laptop seiner Mutter aus überprüfen können.

Toy4You hatte endlich das Angebot gemacht, auf das Tim gewartet hatte. Er las es sich durch und überlegte. Was Toy4You verlangte, war nicht viel im Vergleich zu dem, was Tim im Gegenzug erwartete. Also tippte er die Nachricht ein, die er schon seit Wochen hatte abschicken wollen, seit er mit Toy4You in Kontakt getreten war.

O.K., aber wenn ich es mache, will ich eine Gegenleistung.

Unwillkürlich musste er lächeln, als er auf »Senden« klickte. Er wusste ganz genau, welche Gegenleistung das sein würde.

LAKE WINDERMERE CUMBRIA

Ian Cresswell hatte sich längst abgeregt, als er den See erreichte, denn die Fahrt bis dorthin hatte zwanzig Minuten gedauert. Allerdings hatte er sich nur äußerlich beruhigt; an seinen Gefühlen hatte sich nichts geändert. Und in erster Linie fühlte er sich verraten.

Das Argument »Unsere Lebensumstände sind nicht miteinander vergleichbar« beschwichtigte Ian nicht mehr. Anfangs hatte er das noch akzeptiert. Vor lauter Liebestrunkenheit war es ihm gar nicht in den Sinn gekommen, darüber nachzudenken, ob sein junger Lover dasselbe tun würde, was er von ihm verlangt hatte. Mit Kaveh Mehran zusammen aus dem Haus zu gehen, hatte ihm gereicht. Es hatte gereicht, um seine Frau und seine Kinder zu verlassen, um – das hatte er sich selbst, Kaveh und *ihnen* erklärt – endlich offen der sein zu können, der er war. Keine heimlichen Fahrten nach Lancaster mehr, kein namenloses Fummeln und Ficken mehr. Damit hatte er sich jahrelang begnügt in der Überzeugung, dass es wichtiger war, andere vor dem zu schützen, was er sich selbst viel zu spät eingestanden hatte. Dass das wichtiger war, als zu sich selbst zu

stehen. Und genau das hatte Kaveh ihn gelehrt. Kaveh hatte gesagt: »Entweder sie oder ich«, und dann hatte er an der Tür geklingelt, war ins Haus gekommen und hatte gefragt: »Sagst du's ihnen, oder soll ich es tun, Ian?« Und anstatt zu entgegnen: »Wer zum Teufel sind Sie, und was haben Sie hier zu suchen?«, hatte Ian sich geoutet und war mit Kaveh gegangen und hatte es Niamh überlassen, den anderen alles zu erklären, falls sie das denn wollte. Aber jetzt fragte er sich, was er sich dabei gedacht hatte, welcher Wahnsinn ihn da geritten hatte, ob er vielleicht tatsächlich geisteskrank war.

Das fragte er sich nicht, weil er Kaveh Mehran nicht mehr liebte oder mit an Irrsinn grenzender Leidenschaft begehrt. Nein, er fragte es sich, weil er keinen Augenblick überlegt hatte, was er den anderen damit angetan hatte. Und er fragte es sich, weil er ebenso wenig darüber nachgedacht hatte, was es heißen könnte, wenn Kaveh nicht bereit war, dasselbe für ihn zu tun, was Ian für ihn getan hatte.

In Ians Augen wäre Kavehs Bekenntnis zu ihm eine ziemlich einfache Angelegenheit und viel weniger zerstörerisch als das, was Ian getan hatte. Okay, Kavehs Eltern waren Ausländer, aber sie waren nur in kultureller und religiöser Hinsicht Fremde. Immerhin lebten sie schon seit mehr als zehn Jahren in Manchester, es war also nicht so, als trieben sie in völlig unbekanntem ethnischen Gewässern. Kav und er lebten jetzt schon über ein Jahr zusammen, und es wurde allmählich Zeit, dass Kaveh die Wahrheit über das aussprach, was sie einander bedeuteten. Dass Kaveh diese simple Tatsache nicht begriff, dass er nicht mit seinen Eltern darüber reden konnte ... Das war so unfair, dass Ian nur noch schreien wollte.

Und dieses Bedürfnis zu schreien musste er loswerden. Denn er wusste, dass es ihm nichts nützen würde.

Als er ankam, stand das Tor von Ireleth Hall offen, was in der Regel bedeutete, dass Besuch da war. Aber Ian hatte keine Lust, irgendjemandem zu begegnen, und deswegen ging er

nicht auf das mittelalterliche Haus zu, das sich über dem See erhob, sondern folgte einem Weg, der direkt zum Ufer führte und zu dem steinernen Bootshaus.

Hier lag sein Skullboot. Es war lang und schmal und lag nur flach im Wasser, und es war gar nicht so einfach, von dem gemauerten Anleger aus ein- und wieder auszusteigen. Noch schwieriger war es jetzt, weil das Bootshaus keine Beleuchtung besaß. Normalerweise reichte das Licht aus, das durch die zum See gelegene Einfahrt hereinfl, aber heute war der Himmel bewölkt, und zudem war es schon fast dunkel. All das jedoch durfte jetzt keine Rolle spielen, denn Ian musste raus auf den See, die Ruder ins Wasser tauchen, Tempo aufnehmen und sich verausgaben, bis ihm der Schweiß über den Rücken rann und er nur noch die Anstrengung spürte und sonst nichts.

Er machte das Boot los und hielt es ganz nah am Anleger fest. Drei Steinstufen ins Wasser, aber sie waren von Algen bewachsen und tückisch glatt, denn sie waren seit Jahren nicht gereinigt worden. Ian hätte die Stufen leicht schrubben können, doch das Problem fiel ihm immer nur auf, wenn er sein Boot benutzte, was er nur tat, wenn er Bewegung nötig hatte, und dann hatte er es immer ziemlich eilig.

Diesmal war es nicht anders. Die Festmachleine in der einen Hand, die andere Hand am Dollbord, stieg er vorsichtig ein, wobei er sorgfältig darauf achtete, sein Gewicht gleichmäßig zu verteilen, um das Boot nicht zum Kentern zu bringen. Er setzte sich. Rollte das Tau auf und legte es in den Bug. Dann schob er die Füße in die Schuhe am Stemmbrett und drückte sich von der Mauer ab. Da er mit dem Gesicht zum See saß, war es leicht, sich aus dem Bootshaus auf den See hinauszuschieben.

Der Regen, der eingesetzt hatte, als er nach Ireleth Hall gefahren war, fiel jetzt heftiger, und wenn er es nicht so nötig gehabt hätte, sich zu verausgaben, wäre er umgekehrt. Aber so machte der Regen ihm nichts aus. Außerdem hatte er nicht vor,

lange draußen zu bleiben. Nur einmal volle Kraft voraus bis Windermere und wieder zurück zum Bootshaus.

Er legte die langen Riemen in die Dollen und justierte die Position der Riemenschäfte. Probeweise bewegte er die Beine, um sich zu vergewissern, dass der Rollsitze glatt in seinem Schlitten lief. Dann war er startklar. In weniger als zehn Sekunden hatte er sich bereits ein gutes Stück vom Bootshaus entfernt und war unterwegs zur Seemitte.

Von dort aus konnte er das Gutshaus Ireleth Hall mit seinem Turm, seinen Giebeln und den vielen Kaminen ausmachen. In den Erkerfenstern des Salons brannte Licht, ebenso im ersten Stock, wo sich das Schlafzimmer befand. An der Südseite des Gebäudes erhoben sich die riesigen geometrischen Umriss des Formschnittgartens dunkel über der Mauer, die den Garten einschloss, und knapp hundert Meter jenseits davon brannte Licht in sämtlichen Fenstern eines weiteren Turms. Es war der Zwilling des ältesten Teils von Ireleth Hall, ein nutzloser Zierbau im Stil der Wehrtürme von Cumbria und Wohnsitz einer der nichtsnutzigsten Frauen, denen Ian je begegnet war.

Er wandte sich ab vom Anblick des Herrenhauses, des Turms und des Formschnittgartens, dem Landsitz seines Onkels, den er zwar mochte, aber nicht verstand. »Ich akzeptiere dich, wie du bist, und deswegen musst du mich akzeptieren, wie ich bin«, hatte Bernard Fairclough zu ihm gesagt, »denn das Leben besteht aus Kompromissen.«

Aber Ian fand das ziemlich fraglich, ebenso wie er sich fragte, was es mit den Verbindlichkeiten auf sich hatte, die gezahlt werden mussten, und mit den Personen, die diese Zahlungen erhielten. Das ging ihm an dem Abend durch den Kopf. Ein Thema mehr, das ihn auf dem Wasser hielt.

Der See war kein einsamer Ort. Wegen seiner Größe – das größte stehende Gewässer in Cumbria – hatten sich an seinen Ufern eine ganze Reihe kleiner Städte und Dörfer angesiedelt, und in dem unerschlossenen Gelände dazwischen standen hier

und da einzelne Häuser mit Schieferfront, Landhäuser, die schon vor Jahren zu teuren Hotels umgebaut worden waren, oder Privathäuser, die auf gutbetuchte Eigentümer schließen ließen, die sich mehr als einen Wohnsitz leisten konnten. Denn wenn der Winter einsetzte, wurde das Seengebiet hier oben ziemlich unwirtlich für Leute, die nicht an Wind und Schnee gewöhnt waren.

Daher fühlte Ian sich nicht allein auf dem See. Zwar war er der Einzige, der im Moment mit einem Ruderboot draußen war, doch am Ufer lagen noch die Boote der Ruderclubs und die Kajaks, Kanus und Skulls der Eigentümer von Wassergrundstücken, die die Boote noch nicht für den Winter aus dem Wasser genommen hatten, und das war ein tröstlicher Gedanke.

Er wusste nicht, wie lange er schon ruderte. Lange konnte er noch nicht unterwegs sein, dachte er, denn er war noch nicht weit gekommen. Er war noch nicht am Hotel Beech Hill vorbei, von wo aus er die Belle Isle gesehen hätte. In der Regel hatte er an dem Punkt die Hälfte seiner Trainingsstrecke hinter sich. Aber offenbar hatte ihn die Auseinandersetzung mit Kaveh mehr mitgenommen, als ihm bewusst geworden war, denn seine Muskeln begannen zu ermüden, was ihm verriet, dass er besser umkehren sollte.

Einen Moment lang blieb er reglos sitzen. Von der A592, die am Ostufer des Sees entlang verlief, drangen Verkehrsgereusche herüber. Aber außer dem Regen, der auf das Wasser prasselte, war nichts zu hören. Die Vögel schliefen schon, und alle, die einen Funken Verstand besaßen, waren in ihren Häusern.

Ian holte tief Luft. Ein Schauer überlief ihn. Wenn er tot wäre, würde das den einen oder anderen freuen, sagte er sich bitter. Oder es lag am Wetter, dass er fröstelte, was wahrscheinlicher war. Selbst bei dem Regen roch er den Rauch aus einem Kamin in der Nähe, und er sah das wärmende Holzfeuer vor

sich, stellte sich vor, dass er vor dem offenen Kamin in einem Sessel saß, neben sich Kaveh in einem ähnlichen Sessel, beide ein Glas Wein in der Hand bei einer zwanglosen Plauderei nach einem langen Tag, genauso wie Millionen von Paaren in Millionen von Häusern rund um den Globus.

Das, sagte er sich, war es, wovon er träumte. Das und der Friede, den es einem gab. Es war doch nicht zu viel verlangt: einfach nur ein ganz normales Leben.

So vergingen einige Minuten: kaum Geräusche, Ian entspannt, das Boot im Einklang mit den Bewegungen des Sees. Wenn es nicht geregnet hätte, wäre er vielleicht sogar eingeschlafen. Aber er war schon ziemlich durchnässt, und nach einer Weile entschloss er sich, zum Bootshaus zurückzurudern.

Er schätzte, dass er etwas über eine Stunde auf dem Wasser gewesen war, und als er sich dem Ufer näherte, war es stockdunkel. Die Bäume am Ufer waren nur noch als geometrische Formen zu erkennen: spitze Koniferen wie Menhire, Birken wie zarte Striche vor dem Nachthimmel, dazwischen Ahornbäume, deren Laub im Regen zitterte. Ein Pfad führte zum Bootshaus, vom Wasser aus betrachtet eine verspielte Konstruktion, denn selbst in der Dunkelheit und in dem Wetter hob es sich wie ein Märchenschlösschen vom Ufer ab.

Ian fiel auf, dass die Außenlampe durchgebrannt war. Normalerweise schaltete sie sich bei Einbruch der Dunkelheit ein und beleuchtete wenigstens den Außenbereich des Bootshauses. Aber wo ein gelber Lichtschein – zumindest bei besserem Wetter – Motten angelockt hätte, war es jetzt dunkel. Ian nahm sich vor, sich auch um die Lampe zu kümmern, wenn er sich die veralgten Stufen vornahm.

Er steuerte das Bootshaus an und glitt hinein. Die Dunkelheit im Innern war undurchdringlich. Außer seinem Skullboot lagen hier noch drei weitere Boote. Ein ziemlich abgenutztes Angelruderboot, ein Schnellboot und ein Kanu unbestimmten Alters und noch unbestimmterer Seetauglichkeit, alle willkür-

lich am Anleger vertäut. Er musste sich zwischen diesen drei Booten hindurcharbeiten, um bis ans hintere Ende zu gelangen, und es gelang ihm ganz gut, sich im Dunkeln vorzutasten, obwohl er einmal mit der Hand zwischen das Ruderboot und sein Skullboot geriet und laut fluchte, als seine Finger zwischen dem Fiberglas und dem Holz eingequetscht wurden.

Er quetschte sich die Hand noch einmal zwischen Boot und Mauer, und diesmal spürte er, dass er blutete. »Verflucht«, murmelte er und drückte seine Knöchel kurz gegen seine Rippen. Es tat höllisch weh, und er nahm sich vor, etwas besser aufzupassen.

In seinem Auto lag eine Taschenlampe, und er hatte noch genug Sinn für Humor, um sich dafür zu gratulieren, dass er sie dort gelassen hatte, wo sie ihm überhaupt nichts nützte. Etwas vorsichtiger streckte er die Hand nach der Mauer aus und tastete nach dem Metallring, an dem er sein Boot vertäuen konnte. Wenigstens konnte er den Knoten mit verbundenen Augen machen. Anschließend zog er die Füße aus den Stemmbootschuhen. Dann verlagerte er sein Gewicht und griff nach der Steinmauer, um sich aus dem Boot zu hieven.

Es passierte, als er mit einem Fuß auf einen einzelnen Stein am Rand trat und mit dem anderen Fuß noch im Boot stand. Der Stein, der offenbar schon locker saß, löste sich ganz, Ian verlor das Gleichgewicht, und sein Boot, das nur am Bug befestigt war, schoss nach hinten. Ian stürzte in das eiskalte Wasser.

Dabei schlug er mit dem Kopf auf der Mauer auf. Als er im Wasser landete, war er bewusstlos, und wenige Minuten später war er tot.

25. Oktober

WANDSWORTH
LONDON

Sie hielten es immer noch so wie anfangs. Sie gab ihm ein Zeichen, und er fuhr zu ihr. Manchmal war es die Andeutung eines Lächelns, ein leichtes Schürzen der Lippen, so kurz, dass jemand, der seine Bedeutung nicht kannte, es gar nicht bemerkt hätte. Manchmal waren es nur die im Vorbeigehen auf dem Korridor gemurmelt Worte *heute Abend?* Manchmal, wenn sie sich im Treppenhaus begegneten oder in der Kantine, oder wenn sie morgens zufällig gleichzeitig in der Tiefgarage eintrafen, lud sie ihn ganz offen ein. Aber in jedem Fall wartete er auf ein Zeichen von ihr. Das gefiel ihm nicht, doch er hatte keine andere Wahl. Sie war unter keinen Umständen bereit, zu ihm zu kommen, und selbst wenn sie dazu bereit gewesen wäre, sie war seine Vorgesetzte, und sie hatte das Sagen.

Nur einmal, ganz zu Anfang, hatte er erwähnt, sie könnten auch zu ihm gehen. Er hatte gedacht, es wäre ein Zeichen, wenn sie eine Nacht bei ihm in Belgravia verbrachte. Als hätte das ihrer Beziehung eine Wendung geben können, obwohl er sich nicht einmal sicher war, dass er das wollte. Auf ihre typische Art, wie sie Dinge klarstellte, die keinen Widerspruch duldeten, hatte sie nur gemeint: Das wird nie passieren, Thomas. Und die Tatsache, dass sie ihn Thomas nannte und nicht Tommy, wie alle seine Freunde und Kollegen, sagte mehr aus als das, was sie unausgesprochen ließ: Das Haus in Eton Terrace war immer noch voller Erinnerungen an seine ermordete Frau, und

acht Monate nach ihrem Tod auf den Eingangsstufen hatte er es immer noch nicht über sich gebracht, irgendetwas im Haus zu verändern. Natürlich war es mehr als unwahrscheinlich, so einsichtig war er immerhin, dass irgendeine Frau in seinem Bett schlafen würde, solange Helens Kleider noch im Schrank hingen und Helens Parfümflaschen auf der Kommode standen, neben Helens Haarbürste, in der immer noch Helens Haare hingen. Solange Helen überall in seinem Haus präsent war, brauchte er sich keine Hoffnungen zu machen, dass eine andere Frau bereit war, es mit ihm zu teilen, und sei es nur für eine Nacht. So steckte er in der Zwickmühle, und wenn Isabelle sagte *heute Abend?*, dann fuhr er zu ihr, getrieben von einer Macht, die sowohl ein körperliches Bedürfnis war als auch eine Sehnsucht nach einem Moment des Vergessens, und sei er noch so kurz.

Auch an diesem Abend fuhr er zu ihr. Am Nachmittag hatten sie einen Termin mit dem Leiter der IPCC, der Independent Police Complaints Commission, gehabt. Es ging um eine Anzeige, die eine Anwältin im vergangenen Sommer im Namen ihres Mandanten erstattet hatte: Ein manisch depressiver Mann war auf der Flucht vor der Polizei im dichten Verkehr verunglückt. Wegen der inneren Verletzungen und des Schädelbruchs, die der Mann dabei erlitten hatte, klagte die Anwältin auf Schmerzensgeld. Die IPCC untersuchte den Fall, und das bedeutete endlose Sitzungen mit allen Beteiligten, die jeweils ihre Sicht der Ereignisse zu Protokoll gaben, das Sichten von Videos aus Überwachungskameras, die Vernehmung von Augenzeugen. Gleichzeitig lauerte die Londoner Boulevardpresse darauf, jedes noch so kleine Detail der Geschichte aufzuschnappen und die Sache groß rauszubringen, sobald die IPCC ihr Urteil fällte über Schuld, Unschuld, Pflichtverletzung, Unfall, unkontrollierbare Umstände oder was auch immer in Frage kam. Die Besprechung war in äußerst angespannter Atmosphäre verlaufen. Hinterher war Lynley ebenso nervös gewesen wie Isabelle.

Auf dem Weg durch den Korridor zurück in den Victoria Block hatte sie zu ihm gesagt, *Ich würde dich heute Abend gern sehen, Thomas, wenn du genug Energie hast. Abendessen und Sex. Hervorragende Steaks, sehr guter Wein, saubere Laken. Nicht aus Damast, wie deine bestimmt sind, aber frisch gewaschen.*

Und dann dieses Lächeln und dieses gewisse Etwas in ihrem Blick, das er drei Monate, nachdem er in dem seelenlosen Schlafzimmer ihrer Souterrainwohnung zum ersten Mal mit ihr geschlafen hatte, immer noch nicht zu deuten wusste. Er wollte verdammt sein, wenn er sie nicht begehrte. Es hatte damit zu tun, dass er sich im Bett einbilden konnte, er sei ihr Meister, während er in Wirklichkeit ihr Sklave war.

Das Arrangement war ziemlich einfach. Sie würde einkaufen gehen, und er konnte in der Zwischenzeit entweder direkt zu ihr fahren und in ihrer Wohnung auf sie warten – er hatte einen Schlüssel –, oder er konnte erst zu sich nach Hause fahren und sich dort die Zeit vertreiben, bis er sich in die trostlose Straße begab, die zwischen dem Gefängnis von Wandsworth und einem Friedhof lag. Er entschied sich für letztere Variante. Sie erlaubte ihm, sich einzureden, er sei sein eigener Herr.

Um diese Illusion weidlich auszukosten, ließ er sich Zeit mit seinen Vorbereitungen: Er las in Ruhe seine Post, duschte, rasierte sich und rief seine Mutter zurück, die ihm auf den Anrufbeantworter gesprochen hatte und mit ihm über die Dachrinnen an der Südseite des Hauses in Cornwall reden wollte. Sollten sie erneuert oder repariert werden? Der Winter steht vor der Tür, mein Lieber, und wenn demnächst mehr Regen fällt... Natürlich waren die Dachrinnen nur ein Vorwand gewesen. Sie wollte einfach wissen, wie es ihm ging, aber sie fragte nicht gern so direkt. Sie wusste genau, dass die Dachrinnen repariert werden mussten. Sie konnten unmöglich ausgetauscht werden. Schließlich stand das Haus unter Denkmalschutz. Es musste schon über ihren Köpfen zusammenbrechen, ehe sie die Erlaubnis erhielten, irgendetwas daran zu verän-

dern. Sie plauderten über Familienangelegenheiten. Wie es seinem Bruder gehe, fragte er, was der innerfamiliäre Code war für: Ist er noch clean, oder hängt er wieder am Kokain, Heroin oder was auch immer er derzeit bevorzugt, um sich von der Welt zurückzuziehen? Die Antwort lautete: Es geht ihm sehr gut, mein Lieber. Was wiederum der Familiencode war für: Ich schau ihm auf die Finger, mach dir keine Sorgen. Wie geht es meiner Schwester? bedeutete im Klartext: Hat Judith es endlich aufgegeben, für immer ein Leben als Witwe zu führen? Und die Antwort darauf – Sie hat wie immer wahnsinnig viel um die Ohren – hieß: Sie will nicht noch einmal in so einer schrecklichen Ehe landen, glaub's mir. Nachdem sie schließlich alle wichtigen Themen besprochen hatten, sagte seine Mutter: Ich hoffe so sehr, dass du Weihnachten herkommst, Tommy, und er versprach ihr, das zu tun.

Nachdem ihn nun nichts mehr in Belgravia hielt, fuhr er Richtung Themse nach Süden und über die Wandsworth Bridge. Kurz nach halb acht erreichte er das Haus, in dem Isabelle wohnte. In der Gegend einen Parkplatz zu finden, war die Hölle, aber er hatte Glück, denn nur gut zwanzig Meter weiter fuhr ein Lieferwagen aus einer Parklücke.

Vor der Wohnungstür, zu der ein paar Stufen hinunterführten, nahm er Isabelles Schlüssel aus der Tasche. Als er ihn gerade ins Schloss gesteckt hatte, wurde die Tür von innen aufgerissen. Isabelle trat schnell heraus und zog die Tür hinter sich zu.

»Heute geht's nicht«, sagte sie. »Es ist etwas dazwischengekommen. Ich hätte dich auf dem Handy angerufen, aber das ging nicht. Tut mir leid.«

Er war völlig verblüfft. Wie ein Idiot betrachtete er über ihre Schulter hinweg die geschlossene Tür. »Wer ist denn bei dir?«, fragte er, denn es konnte kein Zweifel daran bestehen, dass jemand da war. Ein Mann, dachte er, und damit lag er richtig, doch er hatte mit jemand ganz anderem gerechnet.

»Bob«, sagte sie.

Ihr Exmann. Warum sollte das ein Problem sein? »Und?«, fragte er freundlich.

»Thomas, es wäre mir peinlich. Sandra ist mitgekommen. Und die Jungs ebenfalls.«

Bobs neue Frau. Die Zwillinge, Isabelles Söhne aus der Ehe mit Bob, die fünf Jahre gehalten hatte. Die Jungs waren acht Jahre alt, und er hatte sie noch nie gesehen. Soweit er wusste, waren sie noch nie bei ihrer Mutter in London gewesen.

Er sagte: »Wie schön, Isabelle. Er hat ihnen also endlich erlaubt, dich hier zu besuchen?«

»Du verstehst das nicht«, sagte sie. »Ich hatte nicht mit ihnen gerechnet...«

»Natürlich, das habe ich begriffen. Ich werde sie also kennenlernen, wir essen was zusammen, und dann verschwinde ich.«

»Er weiß nichts von dir.«

»Wer?«

»Bob. Ich hab's ihm nicht gesagt. Das ist alles völlig überraschend gekommen. Er und Sandra sind in London, weil sie irgendwo zum Abendessen eingeladen sind. Irgendwas Gott weiß wie Vornehmes. Die haben sich total in Schale geworfen. Sie haben die Jungs mitgebracht, weil sie meinten, sie könnten bei mir bleiben, während die beiden bei dieser Veranstaltung sind.«

»Und sie haben dich nicht vorher angerufen? Was, wenn du nicht zu Hause gewesen wärest? Was hätte er dann mit den Kindern gemacht? Hätte er sie während des Abendessens im Auto warten lassen?«

Sie wirkte irritiert. »Das ist doch völlig unwichtig, Thomas. Tatsache ist, dass ich zu Hause bin und dass sie in London sind. Ich habe die Jungs seit Wochen nicht gesehen, und es ist das erste Mal, dass er mir erlaubt, ein paar Stunden mit ihnen allein zu sein, und ich habe nicht die Absicht...«

»Was ist los?« Er schaute sie an. Sie kniff die Lippen zusammen. Er wusste, was das bedeutete. Sie brauchte einen Drink. »Was fürchtest du, was ich tun könnte, Isabelle? Hast du Angst, ich könnte deine Kinder mit meiner ausschweifenden Lebensart verderben?«

»Mach's bitte nicht so kompliziert. Das hat nichts mit dir zu tun.«

»Stell mich doch einfach als Kollegen vor.«

»Ein Kollege, der einen Schlüssel zu meiner Wohnung hat?«

»Herrgott noch mal, wenn er sowieso schon weiß, dass ich deinen Hausschlüssel habe ...«

»Das weiß er nicht. Und er wird es auch nicht erfahren. Ich hab ihm gesagt, ich hätte jemanden klopfen hören, und bin aufgestanden, um nachzusehen.«

»Merkst du eigentlich, dass du dir widersprichst?« Wieder betrachtete er die Tür hinter ihr. »Isabelle, ist jemand anders da drin? Ist es gar nicht Bob? Und auch nicht seine Frau? Und nicht die Jungs?«

Sie richtete sich auf. Sie war eins achtzig groß, fast so groß wie er, und er wusste, was es bedeutete, wenn sie diese Tatsache hervorhob. »Was willst du damit sagen?«, fragte sie. »Dass ich einen anderen habe? Mein Gott, ich fasse es nicht. Du weißt, was das für mich bedeutet. Das sind meine Kinder. Du wirst sie und Bob und Sandra und weiß der Teufel wen sonst noch kennenlernen, wenn ich so weit bin, und nicht eher. Und jetzt muss ich wieder rein, sonst kommt er gleich nachsehen, was los ist. Du musst jetzt gehen. Wir reden morgen darüber.«

»Und wenn ich trotzdem reinkomme? Du kannst mich hier stehen lassen, aber ich habe einen Schlüssel. Was, wenn ich einfach aufschließe?« Noch während er die Worte aussprach, war er über sich selbst entsetzt. Neben seinem Verstand, seiner Geduld und seiner Selbstbeherrschung war ihm offenbar auch noch seine Würde abhandengekommen.

Und sie wusste es. Das zumindest sah er in ihren Augen,

egal, wie viel sie sonst vor ihm verbergen mochte. Sie sagte: »Am besten, wir vergessen, dass du das gerade gesagt hast«, dann ging sie hinein und überließ es ihm, mit seinem Trotzanfall umzugehen, der eines Fünfjährigen würdig war.

Gott, was hatte er sich dabei gedacht? Thomas Lynley, Detective Inspector von New Scotland Yard, ein Angehöriger des Landadels, Absolvent der Universität von Oxford und Inhaber des Narrenordens erster Klasse.

28. Oktober

MARYLEBONE
LONDON

Es gelang ihm, ihr zwei Tage lang aus dem Weg zu gehen, obwohl er sich einredete, dass das gar nicht seine Absicht war, schließlich hatte er an diesen beiden Tagen sowieso an den Königlichen Gerichtshöfen zu tun. Dort musste er als Zeuge in einem Prozess gegen einen Serienmörder aussagen, mit dem er im vergangenen Februar in sehr engen und beinahe tödlichen Kontakt gekommen war. Nachdem seine Anwesenheit in Gerichtssaal Nummer eins nicht mehr gebraucht wurde, lehnte er höflich die Anfragen von drei Journalisten nach einem Interview ab, da er wusste, dass sie bei dem einzigen Thema landen würden, über das er nicht sprechen konnte – den Tod seiner Frau. Stattdessen kehrte Lynley unverzüglich in den Yard zurück. Isabelle zitierte ihn zu sich und fragte ihn, wie nicht anders zu erwarten, ob er ihr aus dem Weg gegangen sei, da er nicht sie, sondern die Sekretärin der Abteilung über seine Abwesenheit informiert hatte. Selbstverständlich sei er ihr nicht aus dem Weg gegangen, antwortete er, dazu habe er nicht den geringsten Grund, er sei ebenso wie seine langjährige Partnerin DS Barbara Havers bei Gericht gewesen. Und Isabelle werde wohl kaum annehmen, dass DS Havers ihr ebenfalls aus dem Weg ging, oder?

Die letzte Bemerkung hätte er sich sparen sollen, denn sie war allzu verräterisch. Er hatte tatsächlich kein Bedürfnis gehabt, mit Isabelle zu reden, ehe er sich nicht selbst darüber im

Klaren war, warum er sich vor ihrer Haustür so unmöglich aufgeführt hatte. Isabelle erklärte, selbstverständlich glaube sie, dass DS Havers ihr aus dem Weg gehe, weil sie das grundsätzlich tat. Worauf er erwiderte, das sei ja durchaus möglich, aber seine Absicht sei es jedenfalls nicht gewesen.

Isabelle sagte: »Du bist wütend, und das ist dein gutes Recht, Tommy. Es war nicht in Ordnung, wie ich mich verhalten habe. Bob war plötzlich mit den Kindern bei mir aufgetaucht, und ich war total durch den Wind. Aber versuch mal, es aus meiner Sicht zu sehen. Bob ist durchaus zuzutrauen, dass er hier in der oberen Etage anruft und sagt: ›Wissen Sie eigentlich, dass Detective Superintendent Ardery mit einem Untergebenen vögelt? Ich dachte nur, dass Sie das vielleicht interessiert.« Der würde das fertigbringen, da bin ich mir ganz sicher. Und du weißt ganz genau, was dann passieren würde.«

Er fand das ziemlich paranoid, doch das sagte er nicht. Das würde nur zu einem Streit führen, wenn nicht hier in ihrem Zimmer, dann an einem anderen Ort. Er murmelte: »Vielleicht hast du recht«, und als sie darauf erwiderte: »Also ...?«, wusste er, dass das ihre Art war zu fragen: »Heute Abend?«, damit sie nachholen konnten, was sie hatten verschieben müssen. Steaks, Wein und heißer, sehr, sehr guter Sex. Und genau das, dachte er, war es, was ihn an ihr faszinierte. Isabelle war erfindungsreich und aufregend im Bett, und das Bett war der einzige Ort, wo er ihr Meister sein konnte.

Er dachte gerade über ihr Angebot nach, als Dorothea Harri-man, die gertenschlanke, stets todschick gekleidete Abteilungssekretärin in der Tür erschien, die er offen gelassen hatte. »Detective Inspector Lynley?« Als er sich umdrehte, fuhr sie fort: »Da war gerade ein Anruf. Ich fürchte, Sie werden gewünscht.«

»Von wem?« Er vermutete, dass er aus irgendeinem Grund noch einmal zum Gericht musste.

»Von seiner Hoheit.«

»Ah.« Also nicht das Gericht. Seine Hoheit war Sir David

Hillier. Wenn Hillier rief, kam man seinem Wunsch sofort nach. »Jetzt gleich?«, fragte er.

»Sieht so aus. Aber er ist nicht hier. Sie sollen zu ihm in den Club kommen.«

»Um die Zeit? Was macht er denn jetzt in seinem Club?«

Harriman zuckte die Achseln. »Keine Ahnung. Aber Sie sollen so schnell wie möglich hinfahren. Wenn der Verkehr es zulässt, möchte er Sie in einer Viertelstunde sehen, das hat seine Sekretärin betont.«

»Tja, da kann man wohl nichts machen.« Er wandte sich an Isabelle. »Wenn Sie mich entschuldigen wollen, Chefin?« Sie nickte knapp, und er machte sich auf den Weg, ohne dass zwischen ihnen etwas geklärt worden wäre.

Sir David Hilliers Club lag in der Nähe des Portland Place, und die Vorstellung, dass Lynley von New Scotland Yard aus in einer Viertelstunde dorthin gelangen konnte, war geradezu lächerlich. Aber da es sich um etwas Dringendes zu handeln schien, nahm er sich ein Taxi und sagte dem Fahrer, er solle Vollgas geben und um Himmels willen den Piccadilly Circus vermeiden, der um diese Zeit regelmäßig verstopft war. Auf diese Weise schaffte er es in zweiundzwanzig Minuten zum Twins Club, was für diese Uhrzeit ein Rekord sein musste.

Der Twins Club war in drei Stadtvillen untergebracht, einer der wenigen Komplexe in der Gegend, die im neunzehnten Jahrhundert nicht irgendeinem wahnwitzigen Stadtumbauprojekt zum Opfer gefallen waren. Nur eine diskrete Bronzetafel und eine blaue Flagge mit dem Konterfei der namengebenden Gründer wies auf den Club hin. Nach dem Bild zu urteilen musste es sich bei den Brüdern um siamesische Zwillinge gehandelt haben. Soweit Lynley wusste, hatte niemand die Geschichte des Clubs so weit erforscht, dass bekannt wäre, ob es sich dabei um Wahrheit oder Legende handelte.

Er wurde nicht von einem Portier eingelassen, sondern von einer älteren, ganz in Schwarz gekleideten Dame mit einem

frischgestärkten weißen Schürzchen vor der Brust. Sie wirkte wie eine Gestalt aus einem anderen Jahrhundert, und sie bewegte sich auch so. In einer Eingangshalle mit schachbrettartigem Marmorboden, an deren Wänden viktorianische Gemälde von zweifelhafter Qualität hingen, trug Lynley sein Anliegen vor, woraufhin die Frau nickte und sich merkwürdig steif umdrehte. Lynley folgte ihr zu einer Tür rechts von einer eindrucksvollen Treppe, die an einem Zwischengeschoss vorbei in den ersten Stock führte.

Die Frau klopfte an eine Tür, ließ Lynley in einen mit dunklem Holz getäfelten Speisesaal eintreten und schloss die Tür hinter ihm. Zu dieser Stunde waren keine Essensgäste anwesend, aber an einem der mit weißem Damast gedeckten Tische saßen zwei Männer. Vor ihnen standen eine Kaffeekanne aus Porzellan und drei dazu passende Tassen.

Einer der beiden Herren war der Assistant Commissioner, und der andere war ein Mann mit Brille, der für die Tageszeit und für den Ort zu elegant gekleidet war, was eigentlich auch für Hillier galt. Die beiden wirkten etwa gleichaltrig, doch im Gegensatz zu Hillier hatte der andere Mann einen Glatzenansatz, den er noch dadurch betonte, dass er das verbliebene Haar mit Pomade nach hinten gekämmt trug. Sein Haar war völlig gleichmäßig in der Farbe – mausbraun traf es am ehesten –, also offenbar gefärbt. Auf seiner Nase saß eine altmodische Brille mit einem klobigen schwarzen Gestell. Zu allem Überfluss hatte er eine auffallend dicke Oberlippe, die überhaupt nicht zu seiner Unterlippe passte, so dass er aussah wie seine eigene Karikatur. Von irgendwoher kannte Lynley den Mann, auch wenn ihm jetzt sein Name nicht einfiel.

Hillier half ihm auf die Sprünge. »Bernard Fairclough«, sagte er. »Baron von Ireleth. Bernard, das ist DI Lynley.«

Fairclough nickte. Er war viel kleiner als Lynley und Hillier, vielleicht eins fünfundsechzig, und er trug einen ordentlichen Bauch vor sich her. Sein Händedruck war fest, und während

des nun folgenden Gesprächs legte alles, was er tat oder sagte, den Schluss nahe, dass er willensstark und selbstbewusst war.

»David hat mir von Ihnen erzählt«, sagte Fairclough. »Ich hoffe, wir können gut zusammenarbeiten.« Sein Akzent deutete darauf hin, dass er aus dem Norden stammte, und seine Art zu sprechen überraschte Lynley. Sie ließ vermuten, dass er über seine Teenagerzeit hinaus keine weitere Schulausbildung genossen hatte. Lynley schaute kurz zu Hillier hinüber. Es passte zu seinem Chef, mit jemandem zu verkehren, der einen Titel besaß. Andererseits passte es überhaupt nicht zu ihm, mit jemandem zu verkehren, der diesen Titel nicht geerbt, sondern über die Honours List verliehen bekommen hatte.

»Lord Fairclough und ich wurden am selben Tag geadelt«, sagte Hillier, als müsste er klarstellen, warum er mit dem Mann zu tun hatte. »Fairclough Industries«, fügte er noch hinzu, als könne die Nennung der Quelle von Faircloughs Reichtum – so er denn über welchen verfügte – alles erklären.

»Ah«, sagte Lynley.

Fairclough lächelte. »Der Fairloo«, sagte er zur Erklärung.

Jetzt begriff Lynley. Bernard Fairclough hatte sich ursprünglich einen Namen gemacht mit der Erfindung einer außergewöhnlichen Toilette, die von Fairclough Industries produziert und vertrieben wurde. Aber seinen Platz am Himmel derer, die von der dankbaren Nation mit Titeln bedacht wurden, hatte er sich mit der Einrichtung einer gemeinnützigen Stiftung verdient, die sich die Erforschung von Bauchspeicheldrüsenkrebs zum Ziel gesetzt hatte. Trotzdem wurde der Name Fairclough nach wie vor mit der Toilette assoziiert, was für große Heiterkeit gesorgt hatte, als die Boulevardpresse über Faircloughs Adelung und Ernennung zum Baron berichtet hatte.

Mit einer Geste bot Hillier Lynley einen Stuhl an. Ohne zu fragen, schenkte er ihm eine Tasse Kaffee ein und schob sie samt Milchkännchen und Zuckerdose über den Tisch, während Lynley und Fairclough sich setzten.

»Bernard hat uns um einen Gefallen gebeten«, sagte Hillier.
»Die Sache ist streng vertraulich.«

Daher also das Treffen im Twins Club, dachte Lynley. Und das erklärte auch, warum man ihn zu einer Tageszeit in den Club bestellt hatte, zu der die einzigen anwesenden Clubmitglieder entweder in der Bibliothek über ihren Zeitungen eingeschlafen waren oder im Fitnessraum im Kellergeschoss Squash spielten. Lynley nickte, sagte jedoch nichts. Er schaute Fairclough an, der ein weißes Taschentuch aus der Tasche zog und sich damit die Stirn betupfte, die von einem zarten Schweißfilm bedeckt war. Es war nicht besonders warm im Raum.

Er sagte: »Mein Neffe – Ian Cresswell, der Sohn meiner verstorbenen Schwester – ist vor zehn Tagen ertrunken. Am Südenende des Lake Windermere, kurz nach sieben Uhr abends. Seine Leiche wurde erst am nächsten Morgen gefunden. Meine Frau hat sie entdeckt.«

»Das tut mir leid«, sagte Lynley. Es war natürlich eine automatische Reaktion auf eine solche Nachricht, und Fairclough schien sie zu überhören.

»Valerie angelt gern«, fuhr er fort, eine Bemerkung, die überflüssig erschien, bis er hinzufügte: »Mehrere Male in der Woche fährt sie mit einem kleinen Ruderboot raus. Seltsames Hobby für eine Frau, aber nun ja. Das macht sie schon seit Jahren. Das Boot liegt zusammen mit mehreren anderen Booten in einem Bootshaus auf unserem Anwesen, und dort hat sie Ians Leiche gefunden. Er lag mit dem Gesicht nach unten im Wasser und hatte eine klaffende Wunde am Hinterkopf, die natürlich nicht mehr blutete.«

»Was ist Ihrer Meinung nach passiert?«

»Er ist ausgerutscht, als er aus seinem Skullboot gestiegen ist. So hielt er sich fit. Also mit Rudern, meine ich. Er ist ausgerutscht, mit dem Kopf auf dem Anleger aufgeschlagen – der ist gemauert – und ins Wasser gefallen.«

»Konnte er nicht schwimmen, oder war er bewusstlos?«

»Letzteres. Laut Autopsiebericht.«

»Aber Sie sehen das anders?«

Fairclough drehte sich um. Er schien ein Gemälde über dem offenen Kamin zu betrachten – eine Zirkusszene, die an Hogarths Zyklus »Werdegang eines Wüstlings« erinnerte und Figuren aus einer Monstrositätenschau zeigte. Was für die Theorie mit den siamesischen Zwillingen sprechen würde. Die wären natürlich im Zirkus aufgetreten. Fairclough betrachtete die Szene nachdenklich, dann sagte er schließlich: »Er ist gestürzt, weil zwei Steine in dem Anleger locker waren.«

»Verstehe.«

Hillier mischte sich ein. »Bernard hält es für möglich, dass die Steine sich nicht von allein gelockert haben, Tommy. Das Bootshaus steht schon seit über hundert Jahren da, und es hält noch weitere hundert. Und der Anleger ebenfalls.«

»Aber wenn der Gerichtsmediziner zu dem Schluss gekommen ist, dass es ein Unfall ...«

»Ich zweifle ja nicht direkt an seinem Urteil«, sagte Fairclough hastig. »Aber ...« Er schaute Hillier an, als hoffte er, der würde den Satz für ihn beenden.

Was Hillier tat. »Bernard will sich einfach vergewissern, dass es wirklich ein Unfall war, das würde jedem so gehen. Es gibt familiäre Anliegen.«

»Familiäre Anliegen welcher Art?«

Die beiden Männer schwiegen. Lynley schaute erst Hillier, dann Fairclough an. »Ich kann Ihnen keine Gewissheit in einer Sache verschaffen, über die ich im Dunkeln gelassen werde, Lord Fairclough.«

»Bitte, nennen Sie mich Bernard«, sagte Fairclough, obwohl Hilliers warnender Blick an seine Adresse andeutete, dass derlei Vertraulichkeiten nur das Übliche zur Folge haben würden. »In der Familie nennen mich alle Bernie, aber Bernard ist in Ordnung.« Fairclough nahm seine Kaffeetasche. Hillier hatte ihm gerade nachgeschenkt, aber es schien, als brauchte Fairclough die

Tasse eher zur Beschäftigung seiner Hände als zum Trinken. Er drehte sie hin und her, betrachtete sie eingehend und sagte dann: »Ich möchte Gewissheit darüber haben, dass mein Sohn Nicholas nichts mit dem Tod meines Neffen zu tun hat.«

Lynley ließ die Information erst einmal sacken und fragte sich, was sie über den Vater, den Sohn und den Neffen aussagte. Er fragte: »Haben Sie Grund zu der Annahme, Ihr Sohn könnte etwas damit zu tun haben?«

»Nein.«

»Also?«

Wieder der hilfeschuchende Blick zu Hillier, der sofort reagierte: »Nicholas hatte eine ... na ja, sagen wir, eine schwierige Kindheit und Jugend. Er scheint das alles überwunden zu haben, aber Bernard fürchtet dennoch, der Junge ...«

»Er ist inzwischen erwachsen«, fiel Fairclough ihm ins Wort. »Er ist zweiunddreißig. Verheiratet. Wenn ich ihn sehe, habe ich den Eindruck, dass sich alles geändert hat. *Er* scheint sich geändert zu haben. Trotzdem: Er hat Drogen genommen, alle möglichen Drogen, vor allem Methamphetamine, und zwar jahrelang, seit er ungefähr dreizehn war. Er kann von Glück reden, dass er überhaupt noch lebt, und er schwört, dass ihm das klar ist. Aber das hat er jedes Mal gesagt.«

Während Lynley sich das alles anhörte, dämmerte ihm allmählich, warum man ausgerechnet ihn um Hilfe bat. Er hatte mit Hillier nie über seinen Bruder gesprochen, doch Hillier hatte Spione in jeder Abteilung der Metropolitan Police, und warum sollte sich unter all den Informationen, die er sammelte, nicht ein Bericht über Peter Lynleys Kampf gegen die Drogensucht befunden haben?

»Dann hat er eine Argentinierin kennengelernt«, fuhr Bernard fort. »Eine echte Schönheit. Er hat sich unsterblich in sie verliebt, aber sie wollte nichts mit ihm zu tun haben, solange er an den Drogen hing. Also hat er eine Entziehungskur gemacht. Zumindest sieht es so aus.«

Für Lynley erhöhte das die Wahrscheinlichkeit, dass Nicholas nichts mit dem Tod seines Veters zu tun hatte, aber er wartete auf mehr Informationen, die Fairclough nur häppchenweise preisgab. Offenbar war der Tote bei den Faircloughs aufgewachsen. Er hatte die Rolle des großen Bruders innegehabt und war mit so großen Schritten vorangegangen, dass der jüngere Nicholas keine Chance gehabt hatte, ihm zu folgen. Ian Cresswell hatte das Elite-Internat St. Bees in Cumbria besucht und danach die Universität. Nach Abschluss des Studiums war er nicht nur als Finanzchef bei Fairclough Industries eingestellt worden, sondern hatte auch die persönlichen Finanzgeschäfte von Bernard Fairclough verwaltet. Und dabei schien es um beträchtliche Summen gegangen zu sein.

»Bisher ist noch keine Entscheidung darüber gefällt worden, wer einmal die Leitung der Firma übernimmt, wenn ich nicht mehr da bin«, sagte Fairclough. »Aber Ian stand natürlich ganz oben auf der Liste.«

»Wusste Nicholas davon?«

»Jeder wusste das.«

»Heißt das, dass Nicholas von Ians Tod profitiert?«

»Wie gesagt, es war – und ist – noch keine Entscheidung getroffen worden.«

Wenn also jeder gewusst hatte, dass Ian die Firma übernehmen sollte, dann hatte auch so gut wie jeder – ein Mordmotiv, dachte Lynley. Falls es Mord gewesen war. Aber wenn der Gerichtsmediziner einen Unfall als Todesursache festgestellt hatte, dann hätte Fairclough eigentlich erleichtert sein müssen, was offenbar nicht der Fall war. Fairclough *wollte* also, dass sein Sohn am Tod seines Veters schuld war. Es war pervers, doch in all den Jahren bei der Met hatte Lynley Perversion in allen möglichen Schattierungen erlebt.

»Wer genau ist jeder?«, fragte Lynley. »Ich vermute, es gibt noch andere außer Nicholas, die ein persönliches Interesse an Fairclough Industries haben.«

Mit seiner Vermutung lag er richtig: Es gab zwei ältere Schwestern und einen ehemaligen Schwiegersohn, aber einzig wegen seines Sohnes war Fairclough beunruhigt. Über die anderen brauche Lynley sich keine Gedanken zu machen, die seien alle keine Mörder. Zu einem Mord wären die nicht fähig, Nicholas dagegen durchaus. Außerdem, bei seiner Vergangenheit... Man wolle sich nur vergewissern, dass er mit der Sache nichts zu tun hatte. Man wolle lediglich Klarheit schaffen.

»Ich möchte, dass Sie das übernehmen«, sagte Hillier zu Lynley. »Dazu werden Sie sich nach Cumbria begeben müssen, und die ganze Sache muss mit äußerster Diskretion behandelt werden.«

Polizeiliche Ermittlungen und äußerste Diskretion, dachte Lynley. Er fragte sich, wie er das bewerkstelligen sollte.

Hillier klärte ihn auf. »Niemand wird erfahren, dass Sie nach Cumbria gefahren sind. Und die Polizei vor Ort wird nicht informiert. Wir wollen nicht den Eindruck erwecken, dass sich die IPCC für die Angelegenheit interessiert. Wir wollen niemandem auf die Füße treten, aber auch nichts unversucht lassen. Sie wissen doch, wie man so was macht.«

Er wusste es nicht. Und es gab noch etwas, weswegen er Bedenken hatte. »Superintendent Ardery wird wissen wollen...«

»Superintendent Ardery können Sie getrost mir überlassen. Und auch alle anderen.«

»Ich soll das also ganz allein durchziehen?«

»Niemand von Scotland Yard darf davon erfahren«, sagte Hillier.

Lynley verstand die Welt nicht mehr, denn falls sich herausstellen sollte, dass Nicholas ein Mörder war, sollte er anscheinend überhaupt nichts unternehmen. Er sollte Nicholas seinem Vater überlassen oder vielleicht auch dem lieben Gott. Mit dieser Art von Ermittlung wollte Lynley nichts zu tun haben. Aber es handelte sich nicht um einen Gefallen, um den Hillier ihn bat, sondern um eine dienstliche Anweisung.

FLEET STREET
LONDON

Rodney Aronson hatte sich mit fairen und unfairen Methoden bis zu seiner derzeitigen Position bei der *Source* hochgearbeitet, und eine der unfairen Methoden bestand im Heranzüchten einer beeindruckenden Schar von Spitzeln und Informanten. Er befand sich genau da, wo er hingewollt hatte, nämlich in einem imposanten, wenn auch etwas chaotischen Büro, von dem aus er uneingeschränkte Macht ausüben konnte. Was jedoch nicht hieß, dass es nichts mehr gab, worüber er sich beklagen könnte. Er hasste Arroganz, er hasste Heuchelei, er hasste Dummheit. Und ganz besonders und vor allen Dingen hasste er Inkompetenz.

Um an einer Story dranzubleiben, brauchte man kein Genie zu sein. Auch nicht, um sie ein bisschen aufzupeppen. Um an einer Story dranzubleiben, brauchte man drei Dinge: einen guten Riecher, gute Schuhsohlen und Hartnäckigkeit. Um eine Story aufzupeppen, musste man bereit sein, seinen Mitmenschen zuzusetzen, bis sie winselten, und sie notfalls zu zerquetschen. Und wenn Letzteres voraussetzte, dass der Reporter sich ein bisschen aufs Glatteis begab, wo war das Problem? Es ging um die Story, die dabei herauskam, und wenn die groß und sensationell genug war, schnellten die Verkaufszahlen in die Höhe. Hohe Verkaufszahlen bedeuteten hohe Werbeeinnahmen, die wiederum hohe Gewinne bedeuteten, was den scheinotenen Peter Ogilvie, den Verleger der *Source*, in Verzückung versetzte. Und Ogilvie musste unter allen Umständen bei Laune gehalten werden. Wenn das einem Kollegen den Ruf oder den Kopf kostete, spielte das keine Rolle.

Zugegeben, bei der Geschichte über Nicholas Faircloughs wundersame Heilung von der Drogensucht waren einem die Füße eingeschlafen. Sie war so sterbenslangweilig, dass man sie anstelle von Betäubungsmitteln in OPs hätte einsetzen kön-

nen. Aber jetzt sah die Sache auf einmal ganz anders aus. Anscheinend würde Rodney die Kosten für Zed Benjamins erste Fahrt nach Cumbria gar nicht rechtfertigen müssen, egal wie viel Geld der da aus dem Fenster geworfen hatte.

Dieser Gedanke brachte ihn wiederum auf ein ganz anderes Thema: journalistische Dummheit. Rodney konnte nicht begreifen, wie dieser Idiot es zum *zweiten* Mal geschafft hatte, eine Geschichte zu übersehen, die direkt vor seiner Nase lag. Nach fünf weiteren Tagen in Cumbria hatte er nichts weiter zu bieten als zusätzliche Ausschmückungen seines Rührstücks über Nicholas Fairclough – über seine Vergangenheit im Drogensumpf, seine wundersame Rettung und seine Zukunft als Heiliger. Abgesehen davon enthielt die Story überhaupt nichts, was den typischen *Source*-Leser interessierte. Nichts und wieder nichts.

Benjamin hatte ihm zerknirscht erklärt, es gebe einfach nichts, was er seinem Text noch hinzufügen könne, und Rodney wusste, dass er diesen Hornochsen hätte auf der Stelle rauswerfen sollen. Hochkant. Er wusste selbst nicht, warum er es nicht getan hatte, und anfangs hatte er schon befürchtet, er würde allmählich weichherzig. Doch dann hatte einer seiner Spione angerufen und ihm einen wahrhaft pikanten Tipp gegeben, und jetzt dachte Rodney, dass er Benjamin vielleicht gar nicht zu feuern brauchte.

Was der Spion ihm erzählt hatte, war eine Offenbarung gewesen, und da Rodney Aronson Offenbarungen beinahe genauso liebte wie alles, was Kakao enthielt, zitierte er den rot haarigen Hünen in sein Zimmer und genehmigte sich einen Kitkat-Riegel, den er mit einem Espresso aus seiner persönlichen Maschine hinunterspülte. Die Espressomaschine war ein Geschenk von Butterball Betsy, einer verheirateten Fau, die sehr fantasievoll war, wenn es darum ging, ihm eine Freude zu bereiten. Dass die meisten Freuden kulinarischer Natur waren, tat nichts zur Sache.

Rodney hatte den Kitkat-Riegel aufgegessen und war gerade dabei, sich eine zweite Tasse Espresso zu machen, als er hörte, wie Zed ins Zimmer getrampelt kam. Nicht zu fassen, dass der Mann immer noch mit dieser Mütze rumlief, dachte Rodney und seufzte. Wahrscheinlich hatte dieser Trottel schon das zweite Mal mit seinem Kepi auf dem Kopf ganz Cumbria unsicher gemacht und jeden potentiellen Informanten abgeschreckt, dachte Rodney. Er schüttelte resigniert den Kopf. Mit welchem Blödsinn er sich als Chefredakteur der *Source* herumschlagen musste, das ging einfach auf keine Kuhhaut. Rodney beschloss, kein Wort mehr über die Kopfbedeckung zu verlieren. Er hatte Zed Benjamin einmal auf das Problem aufmerksam gemacht, und wenn der Typ nicht auf ihn hören wollte, dann sollte er doch mit seinen spinnerten Marotten untergehen. Entweder er lernte aus seinen Fehlern oder nicht, und Rodney konnte sich sowieso schon denken, was wahrscheinlicher war. Ende der Geschichte.

»Machen Sie die Tür zu«, sagte er zu Benjamin. »Setzen Sie sich. Einen Moment noch.« Er bewunderte den Schaum auf seinem Espresso und schaltete die Maschine aus. Dann ging er mit der Tasse an seinen Schreibtisch und setzte sich. »Der Tod ist sexy«, sagte er. »Ich hatte angenommen, dass Sie da selbst drauf kommen würden, aber anscheinend war das zu viel verlangt. So leid es mit tut, Zedekiah, aber offenbar sind Sie für diesen Job nicht geeignet.«

Zed schaute ihn an. Er betrachtete die Wand. Er blickte zu Boden. Schließlich sagte er: »Der Tod ist sexy.« Er sagte es so langsam, dass Rodney sich fragte, ob sein Verstand sich in einem ähnlichen Zustand befand wie seine Fußbekleidung, denn der Mann trug nicht etwa anständige Schuhe, sondern seltsame Sandalen mit Sohlen aus alten Autoreifen und dazu gestreifte, offenbar aus bunten Wollresten handgestrickte Socken.

»Ich habe Ihnen gesagt, die Story ist nicht sexy genug. Sie

sind ein zweites Mal nach Cumbria gefahren, um dafür zu sorgen, dass sie sexy wird. Dass Ihnen das nicht gelungen ist, kann ich mehr oder weniger verstehen. Aber ich kann nicht verstehen, wie Sie das Ereignis verpennen konnten, das Ihre Story hätte retten können. Sie hätten wie ein geölter Blitz zurückkommen und rufen müssen *Heureka!* oder *Jupiduh!* oder *Jesus, Maria und Josef, ich bin gerettet!* Na ja, Letzteres wohl eher nicht, aber die Sache ist die: Man hat Ihnen die Rettung Ihrer Geschichte auf einem silbernen Tablett serviert – und damit auch gleich die Rechtfertigung für die horrenden Spesen, die Sie gemacht haben –, und Sie kriegen noch nicht mal mit, wenn etwas passiert. Dass ich das alles selbst rausfinden musste, gibt mir schwer zu denken, Zed.«

»Sie wollte immer noch nicht mit mir reden, Rodney. Ich meine, sie hat geredet, aber sie hat mir nichts *gesagt*. Sie findet, sie ist nicht wichtig. Sie ist seine Frau. Sie haben sich kennengelernt, haben sich verliebt, haben geheiratet, sind nach England gekommen, und mehr gibt's zu ihr nicht zu sagen. Mehr war einfach nicht...«

»Ich weiß, dass Sie nicht blöd sind«, fiel Rodney ihm ins Wort, »aber allmählich habe ich den Eindruck, dass Sie taub sind. Der Tod ist sexy, habe ich gesagt. Das haben Sie doch gehört, oder?«

»Äh, ja, hab ich. Und sie ist sehr sexy. Die Ehefrau. Da müsste man schon blind sein...«

»Vergessen Sie die Frau, verdammt. Die ist doch nicht tot, oder?«

»Tot? Äh, nein. Ich meine, ich dachte, das wäre eine Metapher gewesen, Rodney.«

Rodney leerte seine Tasse, um dem jungen Mann nicht den Hals umzudrehen, was er am liebsten getan hätte. Dann sagte er: »Glauben Sie mir, wenn ich anfangs, in Scheißmetaphern zu reden, dann werden Sie das merken. Ist Ihnen bekannt, dass der Vetter Ihres Helden das Zeitliche gesegnet hat? Und zwar

erst kürzlich? Dass er vor einem Bootshaus ins Wasser gefallen und ertrunken ist? Und dass das Bootshaus dem Vater Ihres Helden gehört?»

»Ertrunken? Während ich da oben war? Unmöglich«, entgegnete Zed. »Sie mögen mich ja für blind halten, Rodney ...«

»Da will ich Ihnen nicht widersprechen.«

»... aber das wäre mir mit Sicherheit nicht entgangen. Wann ist er denn gestorben? Und von welchem Vetter ist hier die Rede?»

»Gibt es denn mehr als einen?»

Zed rutschte auf seinem Stuhl herum. »Na ja, nicht dass ich wüsste. Ian Cresswell ist ertrunken?»

»So ist es.«

»War es Mord?»

»Ein Unfall, laut Untersuchungsbericht. Aber darum geht es nicht, denn dieser Todesfall ist hübsch verdächtig, und der Verdacht ist unser täglich Brot. Das war übrigens eine Metapher, falls Ihnen das entgangen sein sollte. Und wir müssen das Eisen schmieden, solange es heiß ist – noch eine Metapher, ich habe gerade einen Höhenflug –, und sehen, was ans Licht kommt, wenn wir auf den Busch klopfen.«

»Das ist ein schiefes Bild«, murmelte Zed.

»Was?»

»Schon gut. Sie wollen also, dass ich das tue? Wenn ich Sie richtig verstanden habe, soll ich andeuten, dass Grund zu der Annahme besteht, dass da jemand nachgeholfen hat. Und dass es sich bei diesem Jemand um Nicholas Fairclough handelt. Ich sehe schon, wie das zusammenpasst: Der ehemalige Junkie wird rückfällig und bringt aus irgendeinem rätselhaften Grund seinen Vetter um die Ecke, und, man höre und staune, liebe Leser, er kommt damit auch noch ungeschoren davon.« Zed schlug sich mit den Händen auf die Schenkel, als wollte er aufstehen und Rodneys Befehl sofort ausführen. Doch stattdessen sagte er: »Die beiden sind aufgewachsen wie Brüder, Rodney.

Das steht in meinem ursprünglichen Artikel. Und sie haben sich nicht gehasst. Aber wenn Sie das wünschen, kann ich es natürlich so darstellen wie eine Kain-und-Abel-Geschichte.«

»Reden Sie nicht in diesem Ton mit mir«, sagte Rodney.

»In welchem Ton?«

»Sie wissen verdammt genau, was ich meine. Ich sollte Ihnen eigentlich einen Arschtritt verpassen, aber ich werde Ihnen stattdessen einen Gefallen tun. Ich werde drei kleine Worte aussprechen, die Sie hoffentlich aufhorchen lassen. Hören Sie zu, Zed? Ich möchte nicht, dass Ihnen das entgeht. Jetzt geht's los: New Scotland Yard.«

Das, so stellte Rodney voller Befriedigung fest, holte Zed Benjamin von seinem hohen Ross. Der Reporter runzelte die Stirn und überlegte. Schließlich sagte er: »Was ist mit New Scotland Yard?«

»Die ermitteln.«

»Die ermitteln wegen eines Ertrunkenen?«

»Ich sage noch etwas viel Besseres. Die schicken einen da rauf, einen mit ganz leisen Sohlen, wenn Sie verstehen, was ich meine. Und es ist keiner, der die Arbeit der örtlichen Polizei unter die Lupe nehmen soll.«

»Es handelt sich also nicht um interne Ermittlungen? Was ist es dann?«

»Ein Sonderauftrag. Streng geheim und unter der Hand. Offenbar soll er sich da oben ein Bild machen, alles doppelt und dreifach überprüfen und anschließend Bericht erstatten.«

»Wieso?«

»Das ist die Story, Zed. Das ist es, was den Tod sexy macht.« Am liebsten hätte Rodney hinzugefügt, dass Zed das selbst hätte herausfinden können, wenn er sich in die Sache reingehängt hätte. Jedenfalls hätte er, Rodney Aronson, das getan, wenn sein Chef ihm eine Geschichte in der Luft zerrissen und sein Job auf dem Spiel gestanden hätte.

»Ich soll also nichts erfinden, um die Story sexy zu machen«,

sagte Zed, als müsste das noch klargestellt werden. »Sie meinen also, es ist alles schon da.«

»Bei der *Source*«, psalmodierte Rodney, »brauchen wir nichts zu *erfinden*. Wir brauchen die Informationen nur zu *finden*.«

»Darf ich fragen ... woher Sie das alles wissen? Das mit Scotland Yard, meine ich. Woher wissen Sie, dass die ermitteln, wenn die Sache streng geheim ist?«

Dies war einer der Momente, in denen väterliche Überlegenheit gefragt war, und Rodney liebte diese Momente. Er stand auf, ging um seinen Schreibtisch herum und platzierte eine ausladende Gesäßhälfte auf der Tischkante. Das war nicht unbedingt bequem, doch Rodney fand, dass diese Position ihn als alten Hasen ausweisen und das, was er Zed zu sagen hatte, unterstreichen würde. »Zedekiah, ich bin in diesem Geschäft, seit ich ein Teenager war. Ich habe da gesessen, wo Sie jetzt sitzen, und ich habe eins gelernt: Wir sind nichts ohne die Informanten, die wir pflegen, und ich habe sie von Edinburgh bis London gepflegt, an jedem Ort gepflegt, an den es mich je verschlagen hat. Vor allem in London, mein Freund. Ich habe Spione an Orten, die von manchen Menschen nicht einmal als Orte wahrgenommen werden. Ich tue ihnen allen immer wieder einen Gefallen, und sie zeigen sich erkenntlich, wann immer sie können.«

Benjamin wirkte angemessen beeindruckt. Ja, er war von Ehrfurcht ergriffen. Er sah sich einem erfahrenen Journalisten gegenüber, dem er nicht das Wasser reichen konnte, und das schien er endlich begriffen zu haben.

Rodney war in seinem Element. »Nicholas Faircloughs Vater hat Beziehungen zur Met. Er ist derjenige, der um die Ermittlung gebeten hat. Kann ich davon ausgehen, dass Sie kapieren, was das bedeutet, Zed?«

»Er glaubt also nicht, dass Ian Cresswell durch einen Unfall ertrunken ist. Und wenn es kein Unfall war, dann haben wir eine Story. Wir haben so oder so eine Story, weil Scotland Yard

